

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

August Tholuck

Professor, Prediger, Seelsorger

Walther Zilz

August Tholuck

Professor, Prediger, Seelsorger

Von

Walther Zilz †

2., durchgesehene Auflage



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 158 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

I. Teil: Leben

Kindheit und Werdezeit	3
Theologieprofessor in Berlin und Halle	12
Prediger und Seelsorger	21
Prof. Martin Kähler über Tholuck	28
Heimgang	37

II. Teil: Selbstzeugnisse

Aus Tagebüchern, Briefen, Predigten und Werken Tholucks	40
Benutzte Literatur	63

Die 1. Auflage dieses Buches erschien 1930 im
Verlag P. Ott, Gotha

© 1962 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

I. Teil: *Leben*

Kindheit und *Werdezeit*

Der eine Sohn des Goldschmieds Tholuck von der Riemerzeile in Breslau war doch ein merkwürdiges Kind. Das sagten Nachbarn und Verwandte immer wieder. Während andere Kinder gleichen Alters munter auf der Straße spielten, ihre Kräfte aneinandermaßen und frisch und fröhlich in die Welt blickten, saß August immer nur hinter seinen Büchern, als sei er schon ein halber Gelehrter und Professor. Schüchtern und linkisch ging er seinen Weg, und es gab nicht viele, die ihn mochten; er hatte so gar nichts von frischer Jungensart an sich.

Auch seine Eltern verstanden ihn nicht recht. Die Stiefmutter — seine eigentliche Mutter war gestorben, als August erst sieben Jahre zählte — war wohl eine brave und gute Frau, aber sie beurteilte eben August nach den anderen Kindern ringsum und auch nach ihren eigenen, die sie inzwischen ihrem Manne zahlreich geboren hatte. Da sah sie hier nur eine ihr fremde Art, müßige Träumerei, langweiliges, endloses Bücherlesen und vor allem großes Ungeschick zu praktischen Arbeiten in Haus und Werkstatt. Der Vater hatte in der schweren Zeit damals genug mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen, und so überließ er der Mutter den größeren Teil der Erziehung. Kein Wunder, daß der Sohn sich zu Hause unglücklich fühlte und sich mehr und mehr in sein Innenleben zurückzog.

Dieser damals kleine und unglückliche August ist der Mann, von dem unser Büchlein handeln will. Er ist ein hochberühmter und gelehrter Professor geworden, der den Namen Tholuck in der ganzen Welt zu Ehre und Ansehen gebracht hat. Unter den bedeutenden christlichen Persönlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts ist er eine der allerersten, und Hunderte haben bekannt, daß sie nächst Gott ihm für Zeit und Ewigkeit das Beste verdankten. Selten hat auch wohl jemand solches Verständnis für die innere Entwicklung suchender Menschen gehabt; gerade darum konnte er oft so wunderbar raten und helfen. Dies aber lag daran, daß er selbst in seinem Leben ganz schwere innere Kämpfe durchzumachen hatte. Es war seine eigene Erfahrung, die ihn zum Helfen und Führen fähig machte.

August Tholuck ist am 30. März 1799 in Breslau geboren. Der Vater war ein frommer und ehrbarer Mann, dem freilich lebendige Herzensfrömmigkeit fehlte. Religiöse Eindrücke empfing der Sohn eigentlich nur durch einen Töpfergesellen, der ab und zu in dem elterlichen Hause arbeitete und als Glied der Brüdergemeinde zu den „Stillen im Lande“ gehörte. August lernte rasch lesen, und nun fing auch bald sein Lesehunger an. Schon im neunten Lebensjahr fand er den Weg zu einer nahen Leihbibliothek, wo er alle Bände, die ihm nur irgendwie in die Hand kamen: Romane, Theaterstücke, Reisebeschreibungen, alles in bunter und wahlloser Reihenfolge, verschlang. So nahm er bis zu seinem zwölften Lebensjahr ungefähr zweitausend Bände Lesestoff in sich auf. Dadurch legte er auf der einen Seite den Grund zu seinem außergewöhnlich großen Wissen, auf der anderen Seite geriet freilich seine Phantasie in Gefahr, auf

ganz falsche Bahnen gelenkt zu werden, und sein ihm von Natur innewohnender Hang zur Träumerei, zur Verschlossenheit und Ängstlichkeit, ja zur Schwermut wurde unnatürlich gesteigert.

Seine Mutter erschien ihm dabei immer wieder als Störenfried. Sie verlangte, daß er sich an häuslichen Arbeiten beteiligte, und ließ ihn seine kleinsten Geschwister oft bis spät in die Nacht im Kinderwagen hin- und herfahren. August wieder benutzte dann diese Stunden, um während dieser ihm aufgezwungenen Arbeit mit Hilfe zusammengesparter Lichtstümpfe in seinen geliebten Büchern zu lesen und sich in die schöne und weite Welt der Phantasie einzuspinnen.

Schließlich erreichte die Mutter, daß der Vater seinen Sohn von der Schule nahm, damit er bald Geld verdiene. Er sollte des Vaters Handwerk erlernen. Dieser Versuch ging allerdings rasch zu Ende. August verdarb durch seine starke Kurzsichtigkeit, die er sein Leben lang an sich hatte, sowie durch seine völlige Ungeschicklichkeit einen wertvollen Ring. Nun schickte ihn der Vater doch wieder zur Schule, da er zu anderem eben nicht taugte.

Von dem Konfirmandenunterricht, der nun bald einsetzte, blieb der Dreizehnjährige innerlich ganz unberührt. Statt dessen erwachte immer mehr ein ungestümer Ehrgeiz in ihm, es irgendwie seinen Schulkameraden voranzutun. Körperlich konnte er mit diesen nicht mit; so wollte er es ihnen an geistigem Können zuvortun. So fing er damals an, eine ganze Reihe fremder Sprachen zugleich oder kurz nacheinander zu lernen. Freilich war dieser Fleiß fast ausschließlich auf seine Lieblinge, die Bücher und die Sprachen, gerichtet; in der Schule war und blieb er kein hervorragender Schüler.

Mit 14½ Jahren begann er ein Tagebuch, das er dann längere Jahre hindurch geführt hat. Eigenartig an diesem Tagebuch ist, daß er es fast ganz in fremden Sprachen schrieb. Einesteils sollte es kein anderer lesen, anderenteils aber wollte er sich wohl auch dadurch in den fremden Sprachen üben. Mitten im Satz fährt er oft in einer anderen Sprache fort. Englisch, Französisch, Arabisch, Polnisch, Hebräisch, Lateinisch, Griechisch und Holländisch wechseln in bunter Reihenfolge, gelegentlich auch Deutsch, dies aber in hebräischen oder griechischen Buchstaben geschrieben.

Alles Geld, das er beim Stundengeben erübrigen konnte, wurde zum Antiquar (Altbuchhändler) getragen. Zuerst kaufte er einfach nach dem Format, möglichst groß und in Schweinsleder gebunden, dann aber mehr und mehr auch nach dem Inhalt. Seine Bücherleidenschaft ging so weit, daß er einmal fast ein Buch entwendet hätte, nur um es zu besitzen. Ganze Tage und halbe Nächte saß er nun zu Hause, las und las. Schon damals fing er an, Auszüge aus gelesenen Büchern zu machen, eine Gewohnheit, die er später beibehielt.

Schließlich konnte Tholuck noch als Schüler wohl neunzehn Sprachen, wenn auch nicht fließend sprechen, so doch verstehen und lesen. Hier ließ ihn sogar seine Schüchternheit im Stich. Er wandte sich an einen Sprachgelehrten in Breslau und bat diesen, ihn in Arabisch zu unterrichten. Dieser tat es auch. Freilich blieb nach einiger Zeit der erst so lernbegierige Schüler fort, da er in seiner leidenschaftlichen Art an einem Tadel Anstoß genommen hatte.

Über das innere Leben des jungen Mannes ist in dieser Zeit wenig zu sagen. Er galt als ein ordentlicher und gesitteter Jüngling, der sich grobe Verfeh-

lungen nicht zuschulden kommen ließ. Innerlich aber begann es schon damals mehr und mehr in ihm zu wogen. In seiner Seele lebte ein starkes Sehnen, das auf irgendeine Weise nach Erfüllung drängte. Sein Hang zur Schwermut, seine Neigung zur Einsamkeit, die aber einen leidenschaftlichen Drang zur Freundschaft nicht hinderte, seine Sucht, bewundert zu werden, und überhaupt sein ganzes unbeständiges und aufbrausendes Wesen machten ihm viel selbsterkannte Not.

Das Beten war ihm nicht unbekannt, aber sein Gebet war völlig selbstsüchtiger Art. Gott sollte seine oft so törichten Wünsche erfüllen; tat er es nicht, dann versuchte der Jüngling, Gott zu trotzen und gegen ihn aufzubegehren. So betete er einmal, ehe er einen Selbstmordversuch machte: „Lieber Vater, willst du, daß ich mich nicht morden soll, so erfülle meine Bitte; erfüllst du sie nicht, so sehe ich es als ein Zeichen an, daß du mir den Mord erlaubst.“ Jesus selbst war ihm damals nur ein Religionsstifter neben anderen, die ihm zum Teil besser erschienen.

So lernen wir den jungen Tholuck als einen hochbegabten, aber stark leidenschaftlichen Menschen kennen. Als er im Herbst 1816 sein Abitur machte, war es schwer, über den Verlauf seines Lebens etwas vorauszusagen. Gutes und Böses lag in seiner Brust; alles kam auf die Einflüsse an, die weiter auf ihn und seine Entwicklung wirken würden.

Der junge Student begann an der Universität Breslau seine Studien. Hier blieb er allerdings nur ein kurzes halbes Semester. Doch schloß er sich eng einem innerlich schon gefestigten Freund, dem jungen Raucke, an, mit dem er auch später in enger Verbindung blieb. Im Januar 1817 ging es dann auf eine

abenteuerliche Fahrt nach Berlin. Ein bekannter Kaufmann lud ihn ein, die Reise dorthin mitzumachen. Tholuck griff mit beiden Händen zu, und bald tauchte der Plan und dann auch gleich der feste Entschluß in ihm auf, den bekannten Orientgelehrten von Diez dort aufzusuchen, damit dieser ihn, den jungen Studenten, in sein Haus nähme und in den orientalischen Studien weiterbilde. Tatsächlich führte er auch diesen ungestümen Plan aus, der allerdings beinahe mißlungen wäre und zur Katastrophe geführt hätte.

„Der scheue, an den Verkehr mit hochgestellten Personen nicht gewöhnte Jüngling hatte sein Gesuch, das auf nichts weniger hinauslief, als von Diez zur Unterweisung in sein eigenes Haus, womöglich als Adoptivsohn, aufgenommen zu werden, schriftlich aufgesetzt und wollte dasselbe dem Herrn Prälaten persönlich übergeben. An der Gitterpforte des großen Gartengrundstücks angelangt, zog er klopfenden Herzens die Klingel. Es galt eine Entscheidung für das ganze innere und äußere Leben Tholucks, für seinen Glauben an einen allmächtigen, barmherzigen Gott. ‚Ist Herr von Diez zu sprechen?‘ so fragt der Student den öffnenden Diener. ‚Der Herr Legationsrat ist seit zwei Monaten krank, und der Arzt hat alle Besuche verboten.‘ ‚Ist er durchaus nicht zu sprechen?‘ ‚Ich darf niemanden melden.‘ Da packt es Tholuck wie mit dämonischer Gewalt. ‚Also doch kein Gott!‘ ruft es in ihm, und wie betäubt wendet er sich der nahen Brücke zu. Das rauschende Wasser zieht ihn dämonisch in die Tiefe, einem Dasein ein Ende zu machen, das doch keinen Wert mehr besitzt. Da ruft ihn eine Stimme hinter ihm zur Selbstbesinnung zurück. Der Diener, über den verzweifelten Ausdruck im Gesicht des Jünglings erschrocken, war ihm nachgegangen und fragte,

ob er nicht vielleicht etwas abzugeben oder zu bestellen habe. Schon schüttelt Tholuck mit dem Kopf — da fällt ihm sein Brief ein. Er holt ihn heraus und bittet hastig, das Schreiben an Herrn von Diez zu übergeben. Bald danach wird er von diesem selbst gefordert.

Der an der Wassersucht und einer schmerzlichen Augenkrankheit leidende alte Herr hatte Tholucks Brief in der Hand und bemühte sich augenscheinlich vergebens, ihn zu entziffern. Nach einer peinlichen Pause herrschte er den Jüngling mit seiner Donnerstimme an: ‚Der Brief ist von Ihnen geschrieben. Lesen Sie vor! Ich muß meine Augen schonen.‘ ‚Ich wäre dankbar, wenn Sie sich selbst bemühen wollten‘, stotterte der Fremde. Ein erneuter Versuch; heftiges Kopfschütteln, immer dichtere Falten auf der Stirn. Endlich reckte sich die Hünengestalt in die Höhe. ‚So blasse Tinte kann ich nicht lesen!‘ ruft der Erzürnte und wirft den Brief auf den Tisch. ‚Lesen Sie vor!‘ Zitternd und mit bebender Stimme beginnt Tholuck. ‚Nur nicht weinerlich! Das kann ich gar nicht leiden!‘ unterbricht ihn Diez, und Tholuck kommt glücklich zu Ende. Nach langem Schweigen erfolgt der entscheidende Spruch: ‚Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch! Aber ich glaube, die göttliche Vorsehung hat Sie zu mir geführt. Der, welcher mir bisher in meinen Arbeiten beistand, ist schwer erkrankt. Sie sind der Sprachen zum Teil mächtig, so können Sie an seine Stelle treten. Wie gesagt, ich glaube, die Vorsehung hat Sie zu mir geführt. Aber Sie sind ein sehr seltsamer junger Mensch!‘ —

Und in der Tat, die göttliche Vorsehung hatte Tholuck geführt. Saul ging aus, Eselinnen zu suchen, und fand ein Königreich. Tholuck fand mehr. Sein wildes,

eigensinniges Herz wurde zum erstenmal mächtig überschauert von dem Gefühl, daß eine gnädige Vaterhand im Himmel ihr wunderbares Walten über ihn offenbart hatte.

Lange sollte er sich freilich der Fürsorge seines nunmehrigen Gönners nicht erfreuen. Der Gelehrte war damals schon schwerkrank, und nach zweieinhalb Monaten starb er in den Armen Tholucks. Aber doch wurde der kurze Aufenthalt dort von großer Bedeutung. Einmal bekam der junge Student dadurch mancherlei Verbindungen mit einflußreichen Männern, die sich nun für ihn zu interessieren anfangen. Sodann aber übte das echte und wahre Christentum jenes alten Mannes einen starken Einfluß auf den suchenden Jüngling aus. Diez war es auch, der ihn mit den lebendigen Berliner Kreisen, vor allem mit Baron Kottwitz in Verbindung brachte. So wurde Tholucks völlig aus dem eigenen trotzigen Herzen heraus geborener Plan doch der Weg, daß Gott seinem leidenschaftlichen Herzen näherkommen und ernstlich mit ihm reden konnte. Er setzte seine orientalischen Sprachstudien fort, hörte daneben aber nun auch eifrig theologische Professoren, so Schleiermacher, Marheinecke und Neander. In dieser ersten Berliner Zeit war sein Christentum noch recht unklar und von allerlei romantischen und schwärmerischen Neigungen durchzogen. Aber eben in Kottwitz, dem frommen Baron und Menschenfreund am Berliner Alexanderplatz, fand er immer wieder ein ihn tief bewegendes Vorbild apostolischen Christentums und einen stets für ihn bereiten Seelsorger und inneren Helfer.

Sein inneres Leben schwankte damals zwischen heftigem Trotz und völliger Verzagtheit haltlos hin und her. Er versuchte eigene und selbstgemachte Heiligungs-

wege, die natürlich immer wieder in Niederlagen endeten. Seine Schwermut machte ihm auch viel zu schaffen, und bei einem kürzeren Besuch in Schlesien hätte er beinahe wieder einmal seinem scheinbar verfehlten Leben ein Ende gemacht. Doch Gott hielt seine Hand über ihm, und auch seine Freunde trugen ihn mit ihrer Fürbitte.

Bei diesen starken Schwankungen seines inneren Lebens spielten auf der einen Seite körperliche Gründe mit. Leib und Seele stehen nun einmal in gewisser Wechselbeziehung, und an mancherlei leiblichen Beschwerden und Nöten hat Tholuck von Jugend an gelitten. Auf der anderen Seite zeigte sich darin immer wieder das vergebliche eigene Ringen nach Inhalt und Ziel des Lebens. Krampfhaftes Kraftanstrengen, die heute da war, brach morgen in völlige Verzagtheit und Trostlosigkeit zusammen.

Seit Januar 1818 wurde es jedoch anders. Sein inneres Leben fing an, fester und treuer zu werden, wobei ihm eben jener Gemeinschaftskreis eine starke Hilfe war. Er begann auch, praktisch in der Arbeit des Reiches Gottes mitzuhelfen, indem er einige Lehrstunden in dem neu gegründeten Missionsseminar des Pastors Jänicke übernahm.

Gott redete auch noch anders mit ihm. Er wurde schwer krank. Ein Blutsturz traf ihn in seiner Wohnung, und er mußte seine nach Schlesien geplante Reise zu den dortigen Freunden aufgeben. Tholuck murrte und haderte mit Gott, und in seinem immer noch trotzigem Herzen versuchte er drei Wochen später dennoch die Reise. Es war umsonst. Schon bald hinter Berlin kam ein neuer Blutsturz; Tholuck mußte nach der Stadt zurückgebracht werden und lag nun monatelang krank und elend in seinem Zimmer.

Baron Kottwitz pflegte ihn leiblich und geistlich. Immer wieder besuchte er ihn und zeigte ihm seine Liebe, ohne ihn doch zu sehr mit frommen Worten zu plagen. Diese schweren Stunden der Krankheit und der eigenen Ohnmacht waren segensreich. Tholuck lernte endlich, still zu werden und sich in Gottes Willen zu ergeben. Dieser aber zeigte ihm jetzt die ganze Not seines leidenschaftlichen und trotzigem Herzens.

Theologieprofessor in Berlin und Halle

Kaum war er einigermaßen genesen, da bekam er im Frühjahr 1819 die ihn ganz überraschende Anfrage, ob er als Professor der Theologie nach Dorpat in die russischen Ostseeprovinzen gehen wollte. Die Entscheidung war ihm nicht leicht; unschlüssig schwankte er hin und her, bis Gott durch einen neuen Blutsturz um die Mitte des Jahres wieder deutlich zu ihm redete. Der Ruf nach Dorpat wurde abgesagt.

Er dachte nun daran, irgendwie in den Missionsdienst zu treten, und es stand ihm dabei der Dienst an einer englischen Missionsgesellschaft vor Augen. Aber auch hier griff Gott durch erneute Krankheit hindernd ein.

So meldete sich Tholuck dann 1820 — er war damals 21 Jahre alt — zur Lizentiatenprüfung, um sich als Privatdozent an der Universität niederlassen zu können. Bei der Zulassung gab es mancherlei Schwierigkeiten, und die Prüfung zog sich so bis zum Herbst hinaus. Nachdem er sie im November 1820 bestanden hatte, begann er an der Universität theologische Vorlesungen zu halten.

Auch hier nahm ihn Gott in seine Schule. Er hatte zuerst nur ganz wenig Zuhörer, und einmal erschien nur ein einziger. Allmählich wurde der Besuch aber besser, und bald begann sich auch die besondere seelsorgerliche Gabe Tholucks zu zeigen. Man suchte seinen persönlichen Verkehr, und die Abende in seiner Wohnung übten eine starke Anziehungskraft aus.

Jeden Donnerstag- und Sonntagabend kam eine Anzahl Studenten in seine einfache Wohnung. Er war mit ihnen etwa in der Art, wie er es bei Kottwitz gesehen und gelernt hatte, zusammen, nur daß freilich die dort geübte, wenn auch einfache Bewirtung fortfiel. Stier und Olshausen gewann er hier zu Freunden fürs Leben.

In diesen Jahren machte er mehrere Reisen. Er besuchte in Holstein und Dänemark einige inzwischen dorthin übergesiedelte Berliner Freunde, und ebenso lenkte er nach Schlesien in seine dortigen alten Kreise wieder seinen Weg. Auch seine Mitarbeit in der damals neu auflebenden Judenmission nötigte ihn zu Reisen, wodurch er dann wieder neue Freunde und Verbindungen, so etwa mit Mallet in Bremen, gewann.

Noch einmal trat damals die Frage des Eintritts in den Missionsdienst stark an ihn heran, aber er gab dann doch im Blick auf seine körperliche Schwachheit diesen Gedanken endgültig auf. Im April 1823 bekam er die ersehnte außerordentliche Professur in Berlin, und damit war er nun auch wirtschaftlich sichergestellt.

Inzwischen hatte er mancherlei wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht. Seine Lizentiatenarbeit hatte von der pantheistischen Theosophie der Perser gehandelt. Aus der praktischen Arbeit an den Studenten war das Büchlein „Einige apologetische Winke für das

Studium des Alten Testaments“ hervorgegangen, und in der Mitarbeit mit Neander hatte er eine Abhandlung über „Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidentums vom Standpunkt des Christentums aus betrachtet“ geschrieben.

Jetzt aber erschien jene Schrift, die ihn mit einem Schlage weithin bekannt und zu einem der Führer des neu erwachten Glaubenslebens machen sollte: „Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner oder die wahre Weihe des Zweiflers“.

Tholuck gibt hier in der Form eines Gesprächs zwischen zwei studierenden Freunden, Guido und Julius, ein Bild seines eigenen inneren Werdens und Erlebens. Seine eigene starke Leidenschaftlichkeit wohnt diesem Buche inne. Es geht durch Abgründe der Verzweiflung zur erfahrenen Herrlichkeit Jesu Christi. Die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis und die Himmelfahrt der Gotteserkenntnis ist das erschütternde Thema dieses Buches. Noch heute ist dieses Buch durchaus lesenswert. Spricht es sich doch schon damals über Antike, Kunst, Klassik, Idealismus und deren Stellung zum Christentum aus. Und all dies geschieht mit einem hinreißenden Schwung der Sprache und dem leidenschaftlichen Unterton des eigenen, aufs tiefste dabei beteiligten Herzens.

Die erste Auflage war in kurzer Zeit vergriffen, und eine zweite mußte folgen. Hatte Tholuck auch das Büchlein zuerst ohne Verfasseramen ausgehen lassen, so wurde doch bald bekannt, wer der Verfasser war, und mit einem Schlage stand dieser nun im Mittelpunkt sowohl der Gegnerschaft der Andersdenkenden als auch der ganzen Liebe der lebendigen Kreise. Reisen nach Münster und in das Wuppertal zeigten ihm, wie sehr diese aus der eigenen Brust und ihrem Erle-

ben geborene Schrift ihm Herzen und Freunde gewonnen hatte.

So ist Tholuck eigentlich unbewußt und ungewollt zum Führer geworden. Sein inneres Leben war damals noch nicht fertig und auch noch nicht in allen Punkten geklärt, aber eines hatte er lebendig erlebt: den Durchbruch zum Glauben, und hier in seinem Buche hatte er gewagt, dies klar und deutlich zu bekennen.

Nach Erscheinen dieses sein jugendliches Werden in gewisser Weise zusammenfassenden Buches blieb Tholuck noch drei Jahre in Berlin an der dortigen Universität. Er arbeitete jetzt an einem Kommentar über den Römerbrief, der dann auch bald darauf — im Winter 1823/24 — im Druck herauskam. Aus seinen immer noch betriebenen ihm so lieben orientalischen Studien erwuchs die „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik“, in der er auch nachgedichtete Proben dieser Mystik gab. Auf Bitten seiner christlichen Freunde in Berlin schrieb er in dieser Zeit auch ein Traktat „Stimme wider die Theaterlust“. Dieses erregte in dem damals allgemein für das Theater schwärmenden Berlin großes Aufsehen und rief mancherlei Entgegnungen hervor. Tholuck lehnt hier das Theater gänzlich ab, erklärt es an und für sich als Sünde und warnt vor jeder Beteiligung daran.

Ein besonderer Einschnitt seines Berliner Lebens ist die halbjährige englische Reise, die er von Februar bis August 1825 machte. Tholuck hatte schon lange durch seine Mitarbeit in der Judenmission, aber auch durch mancherlei Freunde und Schüler starke Beziehungen nach dort. Ende Februar reiste er mit einigen Freunden zuerst nach dem Westen Deutschlands. Unterwegs wurden überall bekannte und unbekannte christliche Freunde besucht. In Münster und Barmen wurde er

mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, und man feierte selige Stunden der Gemeinschaft.

Weiter ging es nach Holland, wo der junge Professor sich in der Universitätsstadt Leyden so in das Abschreiben wichtiger Handschriften versenkte, daß er von 5 Uhr morgens bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr abends fast ohne Ausnahme arbeitete und sich nur mittags einen ein- einhalbstündigen Spaziergang gönnte. Es ging weiter nach England, wo er Anfang Mai in London eintraf.

Seine Freunde hatten ihn bei einem reichen Methodisten fürsorglich untergebracht, mit dem er zeit- lebens freundschaftlich verbunden blieb. Damals im Mai fand eine ganze Reihe von Festversammlungen christlicher Vereine und Gesellschaften statt. Tholuck nahm mit großem Interesse an ihnen teil und hat auch selbst dabei mehrfach gesprochen. Einmal geschah dies auf der Konferenz jener Judenmissionsgesellschaft, die er in Berlin vertrat, und sodann bei einer anderen Gelegenheit, wo er eine viel beachtete Rede über die religiösen Zustände in Deutschland hielt. In dieser schilderte er nicht ganz vorsichtig die deutschen Zu- stände und verallgemeinerte sie stark nach der dunk- len Seite hin, so daß ihm daraus nachher zu Hause mancherlei Anfeindung erwuchs.

Von London ging es nach Oxford, wo in der Uni- versität und ihrer Bibliothek allerlei Schätze für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu finden waren. Einer dringenden Einladung nach Schottland konnte er nicht Folge leisten, da es ihm gesundheitlich, wie überhaupt während der ganzen englischen Reise, gar nicht gut ging und er dauernd mit seinem alten Unterleibsleiden zu tun hatte. So fuhr er dann auch früher, als er ge- wollt hatte, von Oxford nach London und von dort über den Kanal zurück.

Auf seiner Rückreise besuchte er noch Paris und Brüssel und konnte auch an diesen beiden Orten einige Freunde grüßen. Dann traf er im August völlig entkräftet bei seinen Barmer Freunden ein, so daß ihm der Arzt sofort eine längere Kur in Ems verordnete. Hier erholte er sich dann langsam wieder.

Eigenartig war es, daß gerade auch sein innerer Mensch auf jener englischen Reise wieder in große Not geriet. Tholuck hatte stark mit geistlichen Anfechtungen zu tun, und die Kraft und Freudigkeit des Glaubens ging ihm zeitweise völlig verloren. So war die englische Reise, von der er einen Höhepunkt seines äußeren und inneren Lebens erhofft hatte, für ihn in jeder Beziehung schwer geworden, und in den Briefen an seine vertrautesten Freunde spricht er sich offen darüber aus.

Kaum war er nach Berlin in seine Lehrtätigkeit an der Universität zurückgekehrt, da erreichte ihn die Anfrage, ob er nach Halle in eine erledigte hauptamtliche Professur gehen wollte. Diese Anfrage löste in der breiten Öffentlichkeit große Gegnerschaft aus, und so dauerte es ein halbes Jahr, bis Tholuck schließlich endgültig nach Halle berufen wurde. In diesem bewegten halben Jahr stellte er einige kleinere wissenschaftliche Arbeiten fertig und promovierte an der Berliner Universität zum Doktor der Theologie. Auch verlobte er sich nach mancherlei Zögern mit der Tochter eines ihm schon lange befreundeten Hauses, ein Entschluß, der ihm gleich darauf viele innere Schwierigkeiten bereitete, bis er dann von Halle aus diese Bindung wieder aufhob.

Halle war damals eine unerschütterte Hochburg des Rationalismus. Man blickte mit Spannung darauf, wie wohl der ganz anders eingestellte Tholuck sich dort

durchsetzen würde. Es war allerdings ein sehr schwerer Anfang. Schon bei der ersten Vorlesung wäre es beinahe zu Störungen durch die aufgeregte Studentenschaft gekommen. Diese ersten schweren Monate strengten ihn auch so an, daß er bald eine längere Kur in Marienbad machen mußte. Es fehlte ihm noch fast jeglicher Freundesverkehr in Halle, und so ersetzte er diesen ihm besonders schmerzlichen Mangel durch häufige kleinere Reisen nach Berlin, Wittenberg und Leipzig.

Im Jahre 1827 wurde von Hengstenberg und Ludwig von Gerlach die „Evangelische Kirchenzeitung“ gegründet, die nun auch literarisch den Kampf gegen den Rationalismus aufnahm. Tholuck wurde ihr jahrelanger Mitarbeiter, und seine vielen Verbindungen im In- und Ausland ermöglichten es ihm, in besonderer Weise Berichte über den Bau des Reiches Gottes in aller Welt darin zu geben.

Es hat längere Zeit gedauert, bis sich Tholuck in Halle, das ihm dann zur zweiten Heimat werden sollte, einlebte. Es war ihm auch noch nicht gewiß, ob er in Halle dauernd bleiben oder sich behaupten konnte. So benutzte er im Jahre 1828 gern die sich bietende Gelegenheit, auf ein Jahr als Gesandtschaftsprediger nach Rom zu gehen.

Bunsen, der damals Legationsrat in Rom war und Tholuck in Berlin schätzen gelernt hatte, vermittelte ihm diese schöne Zeit. Von Mai 1828 bis April 1829 war Tholuck in Rom. Er genoß in vollen Zügen das ganz andere Leben dieser Monate. Nach den Anstrengungen des letzten Jahres war es ihm eine Wohltat, einmal nicht Gelehrter und Dozent, sondern Prediger des Evangeliums sein und der kleinen evangelischen Gemeinde in Rom das Wort Gottes verkündigen zu

können. Er freute sich des innigen Verkehrs mit der Familie Bunsen und den vielen geistvollen Persönlichkeiten, die er auf ihrer Durchreise dort kennenlernte. Drei Sommermonate war er mit Bunsens Familie im Albaner Gebirge und lebte dort der mit Kunst und Geschichte so reich verbundenen Landschaft. Allerdings vergaß er kleinere wissenschaftliche Studien darüber nicht.

Im Frühjahr kehrte er erfrischt nach Halle zurück. Wenig später verheiratete er sich mit Henriette Heydreich, der Schwägerin seines Freundes Rennecke. Es war eine schlichte und einfache Ehe, die schon nach eineinhalb Jahren durch den Tod gelöst wurde. Aber in diesen eineinhalb Jahren hat er die Fürsorge eines ihm nun ganz anders nahestehenden Menschen dankbar empfunden.

Er mußte in jener Zeit wieder durch schwere Kämpfe in Halle gehen. Ludwig von Gerlach hatte in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung einen Artikel veröffentlicht, der an den Tag brachte, in welcher unschönen Weise die beiden in Halle lehrenden rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius den Studenten einen Teil der biblischen Heilstatsachen unwahr und lächerlich zu machen suchten. Daraus entstand ein großer öffentlicher Streit, in den die Fakultät der Universität eingriff, und der die Gemüter in ganz Deutschland stark bewegte. Man hatte zuerst Tholuck als Verfasser in Verdacht, bis sich dann Ludwig von Gerlach dazu bekannte.

Tholuck hat nach und nach vier große Kommentare zu neutestamentlichen biblischen Büchern veröffentlicht. Er, der mit orientalischen Studien und dann mit dem Alten Testament begonnen hatte, wurde allmählich immer mehr neutestamentlicher Theologe. So

gab er Auslegungen des Römerbriefes, des Johannes-Evangeliums, der Bergpredigt und des Hebräerbriefes. Diese Kommentare unterschieden sich merklich von den sonstigen jener Zeit. Tholuck wollte darin nicht nur zum Verstand, sondern auch zum Herzen sprechen. Und so gab es manche ihm feindlich gesinnte Theologen, die seine Auslegungsart als unwissenschaftlich brandmarkten. Tholuck blieb aber getrost bei seiner mehr innerlich gerichteten Methode. Die Zahl seiner Schüler und Anhänger wuchs. Allmählich wurde er eine Macht und sein Name ein Programm. Man scharte sich um den Führer.

Mit seinen ausgeprägt lutherisch gerichteten Freunden Hengstenberg und Ludwig von Gerlach konnte er freilich nicht in allen Dingen mit. Er sah doch auch mancherlei Verbindungslinien mit Kreisen, die jene ohne weiteres ablehnten. Das volle und klare Evangelium aber war und blieb ihm das Höchste, und dies hat er verteidigt, wo er nur Gelegenheit dazu fand. Als „Das Leben Jesu“ von Strauß erschien, war Tholuck einer der ersten, der ein grundlegendes Buch dagegen schrieb und Strauß auf die Unmöglichkeit seiner Grundthesen hinwies.

Später hat sich Tholuck viel mit der Entstehungsgeschichte des Rationalismus beschäftigt, den er bis in die Zeit des Pietismus zurückverfolgte. Ihm lag daran, die Wurzel dieser Geistesbewegung aufzuzeigen und so ihre verderbliche Wirkung klarzustellen. Leider ist er mit diesen sehr sorgfältigen Studien nicht ganz zu Ende gekommen.

Daneben vergaß er die Bedürfnisse des praktischen Amtes nicht. Er gab eine „Übersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien“ heraus und veröffentlichte ein Erbauungsbuch „Stunden

christlicher Andacht“, das er den rationalistisch gefärbten Zschokkeschen „Stunden der Andacht“ entgegenstellen wollte. Wissenschaft und praktisches Amt gehörten für Tholuck eng zusammen. Die Wissenschaft war ihm nie etwas Abstraktes, sondern immer etwas Lebendiges, das in steter Beziehung zur Kirche und zum Glauben zu stehen hatte.

Prediger und Seelsorger

Seine Haupttätigkeit entfaltete Tholuck aber mehr und mehr in der Predigt und in der Seelsorge. Dies beides hat ihm auch seine einzigartige Stellung unter den Studenten und Pastoren gegeben.

Tholuck hat 35 Jahre, davon 25 Jahre allein, die Universitätsgottesdienste in Halle gehalten. Hier konnte sich seine besondere Gabe der seelsorgerlichen Predigt zur Höhe entfalten. Für ihn war die Predigt nicht in erster Linie Vortrag, sondern einmal Zeugnis, und zwar von dem, was der Prediger selbst erfahren hatte, und sodann Anwendung dieses Zeugnisses auf die Verhältnisse und Umstände der hörenden Gemeinde. Dieses Zeugnis mußte freilich seinen unbestechlichen Inhalt aus der Bibel nehmen und immer nur bibelgemäß und zur Bibel hinführend sein.

Andererseits zog Tholuck gern in der Predigt aus der reichen Belesenheit seines Geistes allerlei Bilder und Worte, die er in der Dichtkunst oder Philosophie der verschiedensten Völker und Zeiten gefunden hatte, zum Vergleich und zur Illustration heran. Seine Predigten sind keineswegs trocken, sondern sowohl von lebendiger innerer Überzeugung als auch von hohem künstlerischem Schwung durchglüht. Was er in den

Wochen vorher im Kreise seiner Studenten erlebte und beobachtete, das gab ihm die Gelegenheit zur Textwahl und zur lebendigen Ausarbeitung seiner Predigt.

Die Zeit der Unruhen der vierziger Jahre kam auch über Halle. Klar und nüchtern verkündigte da Tholuck die unerschütterlichen ewigen Wahrheiten des biblischen Evangeliums in Predigten, die im besten Sinne Zeitpredigten genannt werden müssen. Wir staunen, wenn wir sehen, mit welchem Mut und welcher Offenheit dieser körperlich so schwache Mann es wagte, der Masse und ihrer Politik das ewige Gotteswort als alleinigen Maßstab entgegenzustellen.

Neben die Predigt trat die Seelsorge. Weil er Seelsorge übte, waren seine Predigten seelsorgerlich. Gerade im ersten und letzten Semester suchte Tholuck die Studenten in sein Haus und damit in persönliche Berührung zu ziehen. Der erste Anfang in der fremden Stadt und in der fremden Wissenschaft, sowie der Abschluß vor dem Examen und vor dem Amt schienen ihm die wichtigsten der Führung bedürftigen Abschnitte im Leben dieser jungen Menschen zu sein.

Tholuck war wie in vielen anderen Dingen, so auch in der Seelsorge ein Original, das man nicht einfach nachmachen konnte. Er liebte es, die Studenten etwa durch plötzliche Fragen zum Stutzen und dann zum Nachdenken zu bringen.

Einmal fragte er einen der beiden Studenten, die er zum Spaziergang eingeladen hatte, was dieser am Vormittag schon getan habe. Der antwortete, er habe von zehn bis elf Uhr ein Kolleg gehört. „Was haben Sie aber vor zehn Uhr getan?“ fragte Tholuck. Der Angeredete entgegnete nach einigem Zögern, daß er vorher eigentlich nichts getan habe. „Nun“, antwortete

Tholuck, „wenn das alles ist, was Sie heute getan haben, so will ich von Ihrer kostbaren Zeit nichts mehr in Anspruch nehmen; ich empfehle mich Ihnen.“

Ein anderes Mal ging der Herr Rat auch wieder mit zwei Studenten spazieren. Der eine verhielt sich während des ganzen Weges schweigend, weil er dachte, daß der Herr Professor ihn zuerst anreden müsse. Nach einer Stunde fragte Tholuck: „Nun, wollen Sie nicht auch etwas sagen?“ — „Nein, Herr Konsistorialrat“, war die kurze Antwort, und so mischte sich auch in der zweiten Stunde des Spaziergangs dieser Student nicht in das Gespräch. Bei der Verabschiedung nachher verbeugte sich Tholuck vor ihm und sagte: „Ich bedanke mich für die gehabte Unterhaltung.“ Jener aber entgegnete: „Ich danke gleichfalls, Herr Rat.“ Nun reichte Tholuck dem jungen Manne die Hand; die innere Verbindung war hergestellt, und es entstand ein inniger Verkehr zwischen beiden.

Wieder einen anderen Studenten fragte Tholuck, ob Gott den Adam wohl als Kind oder als Jüngling erschaffen habe. Jener antwortete, wenn man an die Briefe Adams denke, so sei es wahrscheinlich, daß er als Jüngling auf die Welt gekommen sei. Tholuck fragte erstaunt: „Wo haben Sie denn Adams Briefe gelesen?“ Jener antwortete: „In Jean Paul“, und nun war auch hier die Verbindung geknüpft.

Sein schlagfertiger Witz liebte die Geistesgegenwart auch bei seinen Studenten. „Ich reiste nach Leipzig. Mein Koffer ging nach Dresden. Wie nennen Sie das? Zufall oder Schicksal?“ — „Mein Vater würde das eine Bummerlei nennen“, war die rasch geschliffene Antwort, die Tholuck nicht ungerne hörte. —

„Was würden Sie sagen, wenn das Haus einfiel?“ — „Ich würde mich wundern, und ich muß mich wun-

dern, daß ein ‚altes Haus‘ einen solchen Einfall haben kann.“ Tholuck stimmte wohlwollend in das herz-erfrischende Lachen ein, um dann plötzlich mit großem Ernst seine jungen Freunde auf festen heiligen Boden hinüberzuleiten.

Einmal geschah es, daß Tholuck mit einem Schweden und zwei anderen Studenten auf der Landstraße spazierenging. Der eine Studiosus begann ausführliche philosophische Darlegungen von sich zu geben, in denen er stark seine eigene Gelehrsamkeit leuchten ließ. Tholuck sagte gar nichts. Zuletzt aber blieb er stehen, legte dem eifrig Redenden die Hand auf die Schulter und fragte: „Ach, können Sie mir wohl sagen, was das für ein Baum ist?“, indem er auf eine Weide am Wege deutete. Dann begann er mit dem Schweden, der bis dahin kaum gewagt hatte, ein Wort zu sagen, ein längeres Gespräch.

So knüpfte Tholuck oft an ganz Äußerliches, manchmal scheinbar Banales an, um doch gerade dadurch auf das ganz Innerliche und Letzte zu kommen. Besonders gern nahm er, wie wir schon oben gesehen, seine jungen Freunde auf lange Spaziergänge mit, die er seiner Gesundheit wegen täglich machte. Hier war er regelmäßig von einem oder zwei Studenten begleitet, und diese Spaziergänge mit Tholuck waren für die jungen Leute oft Entscheidungsstunden innerster Art.

Zu Weihnachten lud er die einsam und fern von daheim weilenden Studenten großherzig in sein Haus, wobei ihn seine zweite Frau, die „Frau Rätin“, eine geborene Freiin von Gemmingen, die er 1838 in Kissingen kennengelernt und geheiratet hatte, und mit der er fast vierzig Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, in jeder Beziehung unterstützte. War der Student aber nach dem Examen ins Amt gekommen, stand er ir-

gendwo an einem schwierigen Posten, so verstand Tholuck auch in besonderer Weise durch Briefe zu trösten und zu helfen. So hatte er einen großen Schriftwechsel mit seinen früheren Schülern, den er mit aller Treue pflegte und oft durch das ganze Leben fortführte.

Bezeichnend sind seine eigenen Worte, die er am Vorabend seines fünfzigsten Amtsjubiläums vor einer großen Zahl von nah und fern herbeigeeilten früheren Studenten sprach: „Die suchende und die nachgehende Liebe zu lernen, das ist für einen Studentenprofessor die schwerste, wenn auch die erhabenste Aufgabe. — Da war einer mir von einer frommen Mutter ans Herz gelegt. Der ist bald unter die Genossen gekommen, die ihn auf die leichten und wilden Wege geführt haben; Reue und Rückschritt, bald aber wieder neuer Fall! Schon des Morgens um sechs, da er zu keiner anderen Zeit zu Hause zu finden war, habe ich ihn mehr als einmal besucht. Ich habe ihn auf dem Karzer besucht, um ihn an das zu erinnern, was er wohl wußte und nur immer aufs neue vergaß. Nach einigen Tagen sagte ich in der Andachtsstunde u. a.: ‚Ja, wir Prediger, wir hätten eine schwere Aufgabe, wenn wir nicht einen Bundeshelfer hätten, einen Bundeshelfer auch in leichtsinnigen Herzen, der spricht: Er hat recht gehabt!‘ Den Abend nachher erhielt ich einen Brief von ihm: ‚Ja, nun weiß ich: das Wort Gottes hat einen Bundeshelfer im menschlichen Herzen; er hat auch bei mir sich gemeldet.‘ Und das Versprechen war da, die Genossenschaft hinter sich zu lassen und einen neuen Weg einzuschlagen. Meine Worte richteten ihn zur Frage auf: ob er wohl die Kraft dazu bekommen könnte? Und vielleicht vier, fünf Tage später, da kam am späten Abend ein Zettel von ihm, nur mit dem

Inhalt: ‚Tholuck seufzt, Tholuck betet; aber es wird fortgesoffen.‘ — Und der, der steht jetzt als vielgenannter Prediger in einer ansehnlichen Stadt.“ — Tholucks Gebet war nicht vergeblich gewesen.

Es läßt sich nicht sagen, wieviel Segen von dem seelsorgerlichen Umgang Tholucks mit seinen Studenten ausgegangen ist. Gerade, weil er selbst in seinem inneren Leben durch besonders starke Nöte und Kämpfe hatte gehen müssen, verstand er so gut die Schwierigkeiten anderer auf diesem Gebiet und vermochte ihnen darin wirklich Führer und Wegweiser zu sein, ohne jedoch in irgendeiner Weise zu drängen und zu zwingen. Seine seelsorgerliche und demütig zarte Liebe war es, die den Widerstrebenden überwand.

Bei seinen Arbeiten im Amte war er bis ins kleinste treu, obwohl die wenigsten wußten, wie sehr er oft durch seinen schwachen Körper behindert wurde. Es ist bewundernswert, mit welcher Glaubens- und Geistesenergie er diesen seinen Leib im Zaume hielt und sich etwa zum regelmäßigen Frühaufstehen und zu andauernder wissenschaftlicher Arbeit zwang.

Gerade darum waren ihm freilich längere Reisen unentbehrlich. Tholuck ist von Jugend auf viel gereist, und zwar weniger, um die Schönheiten der Natur kennenzulernen, als um auf solchen Reisen mit allerlei interessanten Menschen zusammenzutreffen, neue Verbindungen und Freundschaften zu schließen und dadurch seinen Geist und seine Arbeit anregen zu lassen. Durch seinen körperlichen Zustand war es freilich bedingt, daß er fast nie allein reiste, sondern stets einen oder zwei seiner jungen Freunde auf diese seine Reisen mitnahm. Er war ein großer Fußgänger und konnte ohne Ermüdung stundenlang wandern.

Auf diesen Reisen erlebten er und seine von ihm gewählten Begleiter immer wieder mancherlei.

Auf einer Reise im Jahre 1848 saß auch ein katholischer Geistlicher im Abteil. Im Gespräch fiel zufällig der Name Halle, und jener fragte freudig nach Tholuck, indem er erzählte, wie er durch dessen Werk über den Römerbrief erst in den Besitz der ganzen christlichen Wahrheit gekommen sei. Tholuck gab sich zu erkennen, und es entstand ein herzliches geistliches Gespräch zwischen beiden Männern.

Sechs Jahre vorher war Tholuck in der Schweiz. Da kam er auch nach Bern und wohnte dort bei seinen Freunden. Gerade damals litt er an dauernder Schlaflosigkeit, und auch sein altes Unterleibsleiden machte ihm schwer zu schaffen. So lehnte er es entschieden ab, am nächsten Tage im Dom die Missionspredigt zu halten. Aber am anderen Morgen ganz früh waren die Freunde schon wieder da und bestürmten ihn mit Bitten. Er lehnte erneut ab. Doch nach einer Stunde erschienen die Unentwegten schon wieder und erklärten, so jede Stunde kommen zu wollen, bis um zehn Uhr der Gottesdienst anfangen. So sagte Tholuck schließlich zu und hielt, trotz seiner körperlichen Schwachheit und Ermüdung, die Missionspredigt, und zwar mit großer Kraft und Freudigkeit.

Einmal hatte die Reisegesellschaft einen Bergführer genommen. Tholuck ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein und hörte, daß er aus Genf gebürtig sei und zu den dortigen „Stillen im Lande“ gehörte. Da rief er die beiden ihn begleitenden Studenten und sagte ihnen, sie sollten versuchen, mit dem Mann in ein Gespräch zu kommen; sie könnten von dem Mann viel lernen. Als sie dann wieder in Bern ankamen, ließ sich Tholuck eine Buchhandlung zeigen, kaufte dort

sein Buch „Stunden christlicher Andacht“ und schenkte es dem Bergführer, indem er ihm folgende Widmung hineinschrieb: „Dem Führer aus dem Berner Oberland wünscht ein Führer zu werden in das himmlische Oberland D. A. Tholuck.“

Diese Reisen führten ihn hin und her auch ins Ausland. Er war in England, in Frankreich, in Spanien und auf einer besonders langen und schönen Reise in Nordafrika, wo er die ihm aus früher Jugend bekannten Bilder des Orients in Natur schauen konnte.

Prof. Martin Kähler über Tholuck

Ein späterer Zeuge des biblischen Evangeliums unter den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts, Martin Kähler, dem auch viele Menschen Entscheidendes zu danken haben, stand Professor Tholuck in seiner Studenten- und späteren Vorbereitungszeit für den theologischen Lehrstuhl besonders nahe. Er erzählt darüber:

„Dagegen ergriff mich Tholucks Wort von der Kanzel zum Schmerzen tief; zuerst predigte er zum Reformationfest: ‚Haltet ein; stehet still auf euren Wegen; sehet in euch, um euch, über euch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Zurück zur alten Lehre, zurück zum alten Leiden, zurück zum alten Leben!‘, in wahrhaft erschütternder Rede, mit tiefer, strenger Psychologie und wirklich gewaltigem, nicht hohlem Pathos. Ich kenne nichts Gleiches. — Dann über den reichen Jüngling: ‚Abhauen! Abhauen!‘ So hatte ich noch nicht predigen hören. Es waren gewaltige Posaunenstöße zur Sammlung. — — —

Dieser wundersame Mann hat doch einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Nicht eigentlich

zuerst im Kolleg, wenn auch sein Gesicht und namentlich sein Mund etwas Außerordentliches erwarten läßt. Aber Sonntag hörte ich ihn im Dom predigen. Nun finde ich auch an den Kollegien mehr. Oft ungründlich, nicht scharf, langweilig selbst, aber fast immer mit Geist und nie pedantisch! Der Kern des Kathedergeheimnisses. Am Tage dieses Briefes (eines Empfehlungsbriefes) ging ich zum erstenmal zu ihm. Der düstere Raum, von den Büchern bis an die Decke umstarrt; der Tür gegenüber, auf dem hohen Tritt an einsamer Lampe, die gebückte Gestalt. Als ich ihm mein Buch hinaufgereicht, stieg er tastend hinab, um mich ins Auge zu fassen; es durchging mich doch mit Beben . . . Diesem seltenen Manne bin ich gestern wenigstens von außen einmal nahegekommen. Er ist fast blind, er liest von 6—7, und die auf den Straßen lastende Dunkelheit wird durch den sehr fragwürdigen Gegensatz zu den dem Erlöschen leidenschaftlich ergebenden Lampen nur noch gemehrt. Die Universität liegt auf einem hügelartigen freien Platz, mit Gartenanlagen geziert; um diese ziehen sich niedere Gitter, wie zur Falle für den tappenden Fuß gemacht. Hier fand ich beim Hineingehen den armen Mann rat- und hilflos; ich geleitete ihn am Arm heim und schied mit freundlichem Gruße, nachdem ich ihn über barbarisches Pflaster in unsere Straße gelotst hatte. Wie gut habe ich später den Griff unter den Arm gekannt, und wie gern hat Tholuck sich meiner Führung vertraut, im Schnee des Hauenstein und auf dem Geröll des kleinen Atlas und noch bei den kläglichen Wanderungen, auf die ihn seine Beängstigungen in den letzten Monaten durch seine Zimmer trieben! . . . Wichtiger ist mir, daß ich nun mit Tholuck in nähere Berührung gekommen bin. Montag ließ er mich auffordern, mit

ihm spazierenzugehen. Es war barbarisches Wetter. Anfangs war es wenig eingehend, ein Tasten umher. Beim Wege zur Bahn wurden die Gespräche eingehender; und als es ein Ende hatte, hatte ich ihm gewissermaßen eine Beichte abgelegt (ich wußte nicht, wie) und er mich auf eine Art in meinen Reden verfolgt und begriffen, wie mir wirklich bei einem älteren Manne nie, kaum bei einem jüngeren, etwas der Art passiert ist. — — —

Der vertraute Verkehr mit Tholuck ersetzte mir nicht nur eine neuere Kirchengeschichte, sondern überbot jede lebendigste Schrift durch die Frische des persönlich Erlebten und Aufgefaßten. War doch Tholucks Geschick, alles in ausgeprägtester Eigenart wiederzugeben, unübertrefflich; um seine Fähigkeit, andere nachzuahmen, konnte ihn ein Schauspieler beneiden. Dieser hochgespannte Sinn für alles Eigentümliche hing aufs engste mit seiner Liebe für die verschiedensten Menschen zusammen, wenn sie nur nicht stumpf und in sich abgeschlossen waren. Hat er doch oft gesagt, die Jugend sei ihm wie ein Blumengarten; jede Farbe und jeder Duft erfreue ihn; nur den farb- und duftlosen Exemplaren gegenüber fühle er sich ohnmächtig. — — —

Nicht minder lehrreich war es für mich, zu beobachten, mit welcher Strenge sich der berühmte Meister in der Herstellung seiner Ausarbeitungen sowohl für die Vorlesungen als für den Druck behandelte, und zwar nicht minder in betreff der Form als in betreff des Inhalts. Allerdings gab er nichts auf das Gefällige des Ausdrucks, wo es sich um Wissenschaft handelte; auch hatte er sich gewisse Verkürzungen angewöhnt, die kaum noch deutsch heißen durften; indes, auf die Angemessenheit des Ausdrucks, namentlich auf die

Anordnung des Mitzuteilenden, verwendete er große Sorgfalt und kam oft verbessernd auf das bereits Festgestellte zurück. Von den Predigten galt das im vollsten Maße; er arbeitete diese auch damals bis ins kleinste schriftlich aus; die Handschriften waren wegen ihrer vielen Änderungen selbst für den Eingeweihten schwer zu entziffern; dann wurden sie auf einsamen Gängen Wort für Wort dem Gedächtnis eingeprägt. Weit jedoch über den Gewinn, den mir die Beobachtung des Gelehrtenbetriebs und die Beteiligung an demselben eintrug, geht noch der hinaus, den ich aus dem sittlichen Beispiel gezogen habe. Mehr als ein Jahr hatte ich nun Gelegenheit, Tholuck vom frühen Morgen bis zum Abend zu beobachten, zuletzt auf unserer wochenlangen Reise fast ununterbrochen. Da gab es der Absonderlichkeiten manche, auch der Gewöhnungen, die gerade mir in der Neigung zum ‚Adretten‘ nicht angenehm waren. Namentlich Schwächen und eingebildete Notwendigkeiten, die mit seinen unaufhörlichen Körperbeschwerden zusammenhingen, hier und da auch die Äußerungen seiner gewaltsamen Natur und seiner Gewöhnung zur Rücksichtslosigkeit nicht nur gegen sich selbst. Wie aber trat das alles hinter dem überwältigenden Eindruck einer Gewissenhaftigkeit zurück, deren innerste Triebe Leutseligkeit, die Tochter der Heilandsliebe, und Haushaltertreue bildeten! Seufzend unter Druck und Schmerzen, setzte er ohne Unterbrechung zur bestimmten Stunde sein Diktat fort, und nach einem Tage, der sein volles Maß von sechs Uhr früh gehabt hatte, zögerte er die Dienstzeit noch über neun Uhr hinaus, um einige Trost- oder Mahnbriefe, ja auch nur geschäftliche zu diktieren, an denen für die anderen aber doch viel lag. Ich habe ihn nie von seiner Tagesordnung abweichen

sehen, es sei denn um des Amteswillen oder im Dienst derer, die ihn aufsuchten. Zitternd vor Frost machte er seinen Gang mit den Studierenden, oder von der Hitze schier erdrückt, so daß er heimgekehrt erst sich niederlegen mußte, um nur zum Mittagessen fähig zu werden. Man konnte an der Zweckmäßigkeit dieses Tuns zweifeln; allein ihm galt es für notwendig, und so blieb nur die Bewunderung des ehernen Willens übrig, der dem Leibe das schier Unmögliche abzwang. Die Sparsamkeit mit den Minuten machte es ihm dann möglich, seine Aufgaben zu bewältigen, indem er sein Geschick raschester Handhabung anwendete. — — —

In dieser rastlosen Emsigkeit stellte er sich nun völlig unter das Gesetz der nächsten Amtspflichten und des demnächst in das Auge gefaßten Zieles, wie damals seiner kirchengeschichtlichen Aufgabe (er schrieb seine ‚Geschichte des Pietismus‘); er gestattete sich kein Ausbiegen auf Gebiete, die ihn eigentlich mehr anzogen. Das galt selbst für die Anschaffung von Büchern. Hatte er nach einem ferner liegenden Werk dennoch ein besonderes Begehren, so ließ er es sich wohl von seiner Gattin zu Weihnachten schenken; es sollte nur ein Außerordentliches sein. In solcher Selbstzucht gelang es ihm, dem abgearbeiteten Manne nahe den Sechzig, den niemand anders nannte als den ‚alten Tholuck‘, jenes Übermaß von Arbeit zu tun, obwohl er nie weit über neun Uhr hinaus tätig war, damals schwerlich oft vor sechs Uhr daranging; freilich gestattete er sich in der Regel nur die sechs Wochen Ferien im Herbst. Dieses lebendige Beispiel hat mir die beiden Grundsätze unauslöschlich eingeprägt, die er gelegentlich aussprach: ‚Wenn man das Unangenehme zuerst angreift, behält man immer noch Zeit und

Kraft zum Angenehmen' und: ‚Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen.‘ Ist es mir auch oft genug nicht geraten, mein widerspenstiges Wesen danach zu lenken, wie er das erreicht hatte, so sind seine Worte und sein Beispiel mir dauernd die Geißelhiebe gewesen, die mich forttrieben, wenn ich meinte, ermattet niedersinken zu müssen.

Freilich — was hätte er mir geleistet, wenn er mir nur als das lebendige Gesetz vor Augen gestanden hätte? Von Weichlichkeit auch gegenüber anderen war allerdings nichts in ihm, und das war mir sehr gut. Aber wie zart hat er dann doch später mit meiner Schwächlichkeit Geduld gehabt, als er sah, daß ich gegen sie anzugehen gelernt hatte! Doch mehr Bedeutung hatte es, daß man an ihm schaute, woher ihm die Kraft kam. Gewiß war ihm ein Wille von seltener Spannkraft angeboren; indes, diese Kraft hätte auch zerstörend sich auswirken können und ist oft nahe daran gewesen. Sie kam auch gelegentlich in harten, selbst ungerechten Ausbrüchen gegen seine nächste Umgebung noch zutage. Daß sie in der Hauptsache in das geregelte Bett selbstlosesten Dienstes an der Sache und an den Kindern seines Gottes sich ergoß, das war doch die Wirkung seines Lebens vor demselben und mit ihm. Von Bonn aus besuchte ich ihn 1865; damals war es, man muß sagen, Mode geworden, Tholuck wegen seines Nachgebens gegen den Rationalismus für halb abgefallen zu erklären. Er sagte mir in einer stillen Stunde, er habe sich über diesen Angriffen ernstlich geprüft, aber doch gefunden, daß er meine, bekennen zu dürfen, er werde seinen Heiland nie verleugnen. Dies bescheidene Bekenntnis machte auf mich einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, weil die jahrelange genaue Vertrautheit und ebensolche Bekannt-

schaft mit seinem Vorleben den Hintergrund für mich bildeten. Ich hatte es ja auch genug miterlebt, wie selbstverständlich ihm der Übergang aus Arbeit oder Unterhaltung in den Verkehr mit seinem Heiland war. Eben hierin hatte er mir seine Auslegung des ‚Betet ohne Unterlaß!‘ öfter im Leben geboten als in der Lehre. Deshalb störte es auch nicht, wie sehr es als Mangel empfunden werden konnte, daß er keine tägliche Hausandacht hielt; wenn er die Hausgenossen abends vor dem gemeinsamen Abendmahlsgang zur Vorbereitung sammelte oder am Christabend zu den Geladenen sprach oder mit den Reisegefährten, auch je und dann unterwegs, Gebetsgottesdienst hielt, ohne jede besondere Veranstaltung, dann spürte man: hier wird nur das stete ‚Odemholen des Christen‘ besonders vernehmlich. Tholuck war kein Heiliger zum Anbeten oder für eine Legende, wie sie sich über R. Rothe zu bilden begonnen hat; aber er war ein Geheiligter, aus dessen durchglühtem Herzen durch alles Irdene seines Gefäßes hindurch sowohl zuckende Strahlen als in linder Gewalt wirkende Züge des Glaubens heiligend auf alle ausgingen, die ihm wirklich nahe kamen. Wenn mir in Stunden der Anfechtung die Frage geholfen hat: ‚In welcher Gemeinschaft möchtest du erfinden werden?‘, dann hat mir seine Gestalt immer in erster Linie vor der Seele gestanden. Niemals habe ich alles bewundert, was er tat, und namentlich nicht alles, was er sagte; aber von jenem Jahre ab ist die Ehrfurcht vor dem starken Manne, der doch ein Kind Gottes war, nur gewachsen. Zu ihr gesellte sich dann immer mehr ein Vertrauen, das gelegentlich auch das zarteste jugendliche Erlebnis ihm mitteilen durfte, ohne Scheu und ohne zurückgewiesen zu werden. Seine Teilnahme löste die Zunge, auch wenn sie sonst gegen

jeden zu schweigen geneigt war. Durfte ich Tholuck nun mit den verschiedensten Leuten verkehren sehen, namentlich auch auf der Reise, so enthüllten sich mir die Beweglichkeit und der Reichtum seines Geistes. Indem er in dem häufigen Verkehr seinen Witz in andeutenden Erörterungen spielen ließ und die Vorkommnisse und Personen in die Beleuchtung des Humors stellte, wurde auch in mir die Ader ergiebig, die das geistige Leben vor der Eintönigkeit des Pathetischen bewahrt und ihm im Alltäglichen Frische verleiht. — — —

Gegen Engigkeit und Kleinlichkeit in der Auffassung suchte er immer Gegengift zu geben, und durch treffende Kennzeichnungen bedeutender Erscheinungen wirkte er oft mehr, als er es durch lange Erörterungen vermocht hätte. So ist mir die Bemerkung über den Erlanger Hofmann für immer bezeichnend und ein Fingerzeig geblieben: ‚Wo die Haustür offen steht, bricht sich Herr v. Hofmann immer daneben ein Loch durch die Wand.‘ — — —

Die Mittelmäßigkeit in jeder Art verfolgte er mit spottender Geringschätzung, wenn sie nicht durch Innerlichkeit getragen und durch die Fülle des Glaubens über sich selbst hinausgehoben wurde. — — —

Aber je genauer ich ihn kennen und beurteilen lernte, desto gewisser erkannte ich auch, wie auf seinem kräftig und reich angelegten Naturell, das ihn drängte, sich gewaltsam unter dem Mittelmäßigen Raum zu schaffen, der neue Mensch sich siegreich erhoben hatte, um mit unvergleichlicher Kraft des Willens sich und sein alles in den Dienst zu stellen; und wie die suchende Liebe, und freilich diese mehr als die tragende, der innerste Trieb seines Lebens geworden war. Kollegen haben wohl über seine Rücksichtslosig-

keit geklagt; es hing ihm noch immer etwas von der Gewöhnung aus seinen Kampfzeiten an, sich seiner Haut zu wehren. Hauptsächlich aber lag es daran, daß er eine andere Schätzung der Dinge hatte; ihm ging allemal die Sache im Großen über die ‚Kollegialität‘; gewiß aber meinte er in solchen Fällen die Sache und nicht sich selbst. Wenn er z. B. seine Lehrtätigkeit über sein Vermögen hinaus fortsetzte, bis ihm die Zuhörer ausblieben, so geschah es nach seiner bestimmten Erklärung, weil er meinte, seine Überzeugung bis zuletzt vertreten zu müssen, im Gegensatz zu der desjenigen Kollegen, dem sein Fach zugefallen war. Schwerer dürfte sein rücksichtsloser Witz, seine Neigung zum Karikieren der Schwächen anderer zu entschuldigen sein; das Talent erzeugte hier eine starke Versuchung, und er widerstand ihr selten; indes wird man kaum nachweisen können, daß er diese scharf geschliffene Waffe je im öffentlichen Kampf verwendet hat. Nur im alltäglichen Getriebe schob er auf diese Weise ab, was ihm an den Menschen schwer erträglich war oder auch nur seinen Scharfblick für das in sich Widerspruchsvolle reizte. Freilich konnte er auch ungerecht sein; indes, meine eigene Erfahrung hatte mir ja belegt, wie bereit er wieder war, ein zugefügtes Unrecht gutzumachen. Persönlichkeiten waren eben des seltenen Pädagogen und Seelsorgers bevorzugtes Studium. Er ließ dieselben nicht ruhig neben sich stehen und gehen, solange es sich nicht um eine Sache handelte, sondern sie beschäftigten ihn als solche; in dem Ausdruck, den er seinen Beobachtungen gab, lag deshalb mehr Übung einer praktischen Psychologie als ein sittliches Verhalten zu den Menschen selbst. So regte es sich denn auch um ihn von Persönlichkeiten; man lernte sie in ihrem Umgang mit ihm ken-

nen: die ihm längst vertrauten und die neuen, die er mit immer frischer Empfänglichkeit an sich zog. Bei jenen häufigen Begegnungen bin ich innegeworden, daß er nicht bloß bekannt war, wohin er kam; nein, auch Leute liebten ihn, die ihn nur gelesen, vielleicht nur von ihm gehört hatten. Mehr als einmal sah ich auf dem Gesicht gereifter Männer, wenn sie unvermutet erfuhren, wen sie vor sich hatten, jenes Erröten aufsteigen, wie es eine jäh uns überkommende innerste Freude erzeugt. Bis an die Schluchten des kleinen Atlas trafen wir auf Männer, die ihn als Jünglinge gekannt hatten und ihm ihre Dankbarkeit nicht genug zu bezeigen vermochten. So konnte ich es mir aus Erfahrung belegen, was mir Rothe einst über ihn sagte: ‚Wenn ich den Mann bezeichnen soll, der am tiefsten und weitesten auf die gegenwärtige Kirche gewirkt hat, so würde ich ohne Bedenken Tholuck nennen.‘“

Heimgang

Ende 1870 feierte Tholuck unter großen Ehrungen sein 50jähriges Dozentenjubiläum. Bald darauf — im Jahre 1871 — hielt er im Universitätsgottesdienst seine letzte Predigt. Bis zum Sommer 1875 las er noch an der Universität, dann mußte er auch dies aufgeben.

Gott nahm ihn in die Stille. Seine körperliche Schwachheit mehrte sich. Er konnte das Haus kaum noch verlassen, und auch der rege und hohe Geist verlor zeitweilig Kraft und Frische. Treu wurde er diese letzten zwei Jahre von seiner Gattin gepflegt. Immer wieder auch kamen sein starker, lebendiger Glaube und sein getrostes Hoffen zum Vorschein.

Vor dem Bilde des ihm so teuren Kottwitz, das er in seiner Stube hängen hatte, stand er oftmals und sah es still und lange an. Eins seiner Gebete in jenen Tagen war: „Du Vater unseres Lebens, laß uns dein Licht leuchten und hilf uns durch jeden Tag hindurch, daß wir dich preisen! Lob und Preis sei dir gebracht an jedem neuen Tag!“ Ein andermal sagte er: „O ich fürchte mich nicht durch Christi Tod für mich, nein, ich fürchte mich nicht!“ Wieder ein andermal: „Der wahre Christ ist so, es liegt ein seliger Friede auf ihm. Gott helfe hindurch!“ Am 10. Juni 1877 nachmittags 4 Uhr nahm ihn Gott still und sanft aus dieser Welt.

Schon zwei Tage darauf fand die Trauerfeier statt. Auf seinem Grabkreuz steht das Wort: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Dan. 12, 3).

Über 80 Jahre sind seit seinem Tode vergangen. Die Welt ist in vielen äußeren Dingen eine ganz andere geworden. Eins ist dasselbe geblieben: das arme, trotzig und verzagte Menschenherz und der lebendige Herr Christus. Das war die große Melodie in dem Leben Tholucks, die erst in schroffer und harter Disharmonie einherstürmte, dann aber in der Harmonie der Vergebung der Sünden und des Friedens mit Gott ihren wunderbaren Ausdruck fand.

August Tholuck war ein Suchender, aber er blieb es nicht, er wurde einer, der gefunden hatte, und nun erst gingen ihm Ziel und Inhalt seines Lebens auf. Irren ist menschlich, aber im Irrtum verharren und der Wahrheit bewußt widerstreben, ist eine große Verantwortung. Wer aufrichtig und reines Herzens die Wahrheit sucht, hat sie noch immer gefunden. „Er läßt's dem Aufrichtigen gelingen“ (Spr. 2, 7). Im

Blick darauf haben uns die Selbstzeugnisse Tholucks auch heute noch, ja gerade heute wieder viel zu sagen.

Tholuck hatte ein kleines Oktavheft, und in dieses mußten die, welche ihm irgendwie nähertraten, ihren Namen einschreiben, wohl damit Tholuck sie dann auch in seine Gebete einschließen konnte. Unter anderen hat dort auch der spätere Missionsinspektor Wallmann seinen Namen verewigt. Er hat noch einige Worte tiefen Dankes an Tholuck hinzugefügt. Mit diesen Dankesworten wollen wir dies kurze Lebensbild Tholucks schließen.

„Viel wollte ich Ihnen sagen, mein teurer Führer zu Jesu Christo — viel liebe, herzliche Worte; aber mein schwaches Erdenherz kann über die Freude, mit Ihnen in einem vereint zu sein, die paar Spannen Raum und Zeit nicht vergessen, die mich über eine kleine Weile von Ihnen scheiden werden. Ach, es ist so zerrissen und zersprungen und will darum nicht mehr klingen! Du, Mann Gottes, hast mich zu Christo geführt, Du hast mich beten gelehrt zu meinem Herrn und Heiland! Wenn Du einmal mein Morgengebet dort oben liesest, gib Gott die Ehre und preise ihn, wie er so wunderbar an mir und vielen andern durch Dich sich bezeugt hat! Bete für mich! Gott sei mit Dir!“

II. Teil: Selbstzeugnisse

Aus Tagebüchern, Briefen, Predigten und Werken Tholucks

Die Selbstzeugnisse sind, soweit wie möglich und ersichtlich, chronologisch geordnet. Das in eckigen Klammern Stehende ist vom Herausgeber zur Erklärung hinzugefügt. Die großen lateinischen Buchstaben vor den Selbstzeugnissen bedeuten, welcher Darstellungsform diese entnommen sind: dem Tagebuch (A), dem Briefwechsel (B) oder den Predigten (C).

A. [Im Alter von 18^{1/2} Jahren, auf einer Reise in Schlesien.] Ich weinte bitterlich. Ja, ernst und mit der Träne im Auge muß ich durchs Leben gehen; dann kann ich desto lieber nach dem grünen Lande sehen. Alle Freud' ist Täuschung nur hienieden. Der eine fiel, der andere wankt. Ich soll sie alle lassen. So brich, du armes, verwaistes Herz! Die Welt ist falsch gesinnt, ach!; trauriges Gemüte, schaff dir eine andere Welt! O daß ich in Klängen zerstört würde! Ich lag auf den Knien. Ich flehte, und wie flehte ich! O Vater, laß mich sterben — doch jetzt wird's still! Ja leider! leider! ich bin ein Christ! — Gott! einen höllischen Kampf hast du meiner Seele aufgelegt. Ich danke dir's nicht, aber ich murre auch nicht. Ja, so riesenschwer es meinem Sinne ist zu denken, so will ich's doch aussprechen: ja, ich will dulden, einfältig nach dem Kreuzestamm schauen, meinem Herrn in die gebrochenen Augen sehn, aus denen Milde zitterte. — O wie wird's

wieder beschwichtigter in meinem Busen! Es will auf-
ringen, auch mit aller Gewalt, die dem Geiste ver-
liehen, muß ich den Molch niederhalten, daß er nicht
die Blüte meines Herzens, die so schon vor der Zeit
welkte, ganz verpeste. Herr! mein Kampf ist riesen-
schwer. O fahre mit deiner Kraft hernieder, oder laß
mich recht bald sterben!

*

A. [Bald darauf.] So fürchterlich hat's mich noch nie
geschüttelt. Ich schluchzte, ich weinte, auch auf die
Erde hätt' ich mich werfen mögen. Mein Gott, Gott,
gib mir Ruhe! Es brennt ja zu sehr in mir. Ach, und
ich soll leben! Ach Gott, ich bin der elendeste Mensch!
Ich lästere, doch ich kann ja nicht anders! Ach — es
verbrennt mich! Gott du bist furchtbar! Ach, gib mir
Ruhe, Ruhe!

*

A. [Am Weihnachtsabend 1817.] Von dem Augen-
blick an weinte ich, dachte unaufhörlich an den Tod,
freute mich des Selbstmordes als einziger Zuflucht und
hörte beständig die Stimme in mir: Du mußt dich
morden; da sah ich zum Himmel, fing an zu beten —
aber vergeblich. Ich arbeitete angestrengt; da zog
mich's zurück, und der Gedanke ward rege: soviel
Kenntnisse, als du brauchst, erreichst du doch nie. Wo-
fern du nicht einige tausend Taler hast, um gar kein
Amt anzunehmen, gelingt dir es nicht. Und so fuhr
ich fort mit Tränen und innigem Schmerz. Auch der
Aufenthalt bei Kottwitz [Baron Kottwitz, der be-
kannte christliche Armenfreund in Berlin] erfreute
mich nicht. Von neuem Gram erfüllt, kam ich zurück
und setzte mich, da es rings schon dunkel war, wie

schlafend auf's Sofa. Da zogen blasse Vergangenheiten an mir hin, ich weinte und sehnte mich lebendig nach Tod oder Mord. Ich betete, aber vergeblich. Auf einmal führte mich mein Geist in die Vorstellungen von dem vorigen Osteraufenthalt in Breslau, wie ich sie nur zu Stunden gemacht, wo der Geist Christi auf mir ruhte, und auf einmal ging's wie ein schmales langes Licht durch meine Seele, ich rief: „Ja, Herr Jesu, dein bin ich“, da konnte ich heut zuerst wieder mit Inbrunst beten, und während des Betens und danach wurde ich froh.

*

A. [Erste Seite eines Januar 1818 angefangenen Tagebuches.]

1. Des Morgens und des Abends nie das Gebet versäumen und darin um Liebe und Demut und Glauben bitten, und für alle meine Herzensbrüder und Feinde und für die Missionare. [Er unterrichtete damals am Missionsseminar Jänickes in Berlin.]
2. Gegen einen jeglichen nur Liebe, Sanftmut und Demut sein.
3. Jeden Tag einen Spruch auszeichnen.
4. Alle Sorge um Zeitliches und um die Zukunft entfernt halten.
5. Keine Anekdote erzählen, wie witzig sie auch sei.
6. Eitles Geschwätz durch Stillschweigen vermeiden.
7. Jeden Tag etwas zur Erbauung lesen.
8. Mäßigkeit und Enthaltbarkeit, wo es nötig ist.
9. Prüfung nach diesen Grundsätzen.

*

B. [An Stier.] Mein Inneres ist jetzt stiller als je, ich fühle mich immer weniger von äußeren Dingen abhängig, allein geborgen in meinem Herzen . . . Ich darf — nur seine Gnade bete ich dabei an — sagen: Wo Jesus Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher. Durch diesen Glauben schwinge ich mich über alle Versuchungen hinaus, über allen Trübsinn. Ich habe freilich solche manchmal noch sehr stark, ach, an manchen Tagen treibt mich der Gedanke an den Selbstmord wie ein Gespenst, selbst weckt er mich des Nachts aus dem Schläfe. Aber ich betrachte jetzt diese Gedanken als etwas außer mir Liegendes und nicht zu meinem Ich Gehöriges. Dadurch erhalte ich, daß ich dabei nicht zaghaft werde, sondern sagen kann: Du Teufel erhältst doch nicht den Sieg, sondern ich bin ein Eigentum meines Herrn Christus. Meinst du nicht auch, mein Bruder, daß der Böse am besten überwunden wird, wenn wir einmal im Glauben annehmen, er vermöge gar nicht uns zu überwinden? Ebenso mache ich es auch mit dem Trübsinn. Ich sehe ihn als etwas von außen mir Zugeschicktes an, und wenn tausend bange Bilder meine Phantasie umschweben, rufe ich laut aus: In dem allen überwinden wir weit!, und durch diesen Glauben, daß ich durch den Herrn gewiß überwinden werde, kommt immer wieder ein Freudenstrahl in meine Seele, der wirklich den Trübsinn verteilt. Und so bin ich denn freudig gewiß: der das große Werk in mir Armen angefangen, der wird es auch herrlich vollenden.

*

So darf ich denn sagen: das dritte Kapitel der Genesis [das 1. Buch Mose] und das siebente des Römerbriefes, das sind die zwei Pfeiler, auf denen des leben-

digen Christentums Gebäude ruht, das sind die zwei engen Pforten, durch die der Mensch zum Leben ein- geht.

*

Ohne die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis ist die Himmelfahrt der Gotteserkenntnis nicht möglich.

*

Glaube mir — ein einziger Zug vom Vater, und — Welten des Irrtums stürzen; ein einziger Liebeskuß vom Sohne, und — Meere der Sünde versiegen.

*

Alle Seligkeit außer Christo besteht in zerrissenen Empfindungen und Ahnungen, welche die Tropfen auf den glühenden Lippen sind, nach denen der Durst nur heftiger wird — blendendes Wetterleuchten in der weiten Nacht, danach die Finsternis nur desto finstrier ist. Wer seine Seligkeit noch nicht anders messen kann als nach flüchtigen Gefühlen — gleichsam über dem Morast des Lebens flackernden Irrlichtern —, oder nach einzelnen aus großen Vergehungen entkeimenden Vorsätzen und Entschlüssen — gleichsam den Wahrzeichen untergegangener Fahrzeuge und Herzen —, der ist noch nicht auf den Fels gegründet, welches ist das Wort von der Versöhnung, das allem Wandel im Menschen ein Ende macht und ihn in der Zeit die Ewigkeit erleben läßt.

*

[Aus dem Vorwort zur ersten Auflage der Schrift über die Sünde und den Versöhner.] Ein Kampf der Geister hat auf dem religiösen Gebiet begonnen, wie

er vielleicht seit der apostolischen Zeit nicht gewesen. Der Sieg ist noch keineswegs gewiß; daß er auf die Seite derer falle, die rufen: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“, kann nur erbeten werden. Denn zieht auch der krasse Unglaube scheu sein Haupt zurück, desto mutiger tritt im idealistischen Prunkgewande ein feinerer, aber weit tiefer liegender auf, und statt sie zu rechtfertigen, untergräbt er Christi Lehre. Schallt auch Christus wieder und der Lobpreis des historischen Glaubens auf Kanzel und Katheder, ist's nicht so oft statt des lebendigen der tote Versöhner? Tritt auch hie und da Fürst und Obrigkeit zum Schirm des Christentums auf, ist's nicht öfter das politische, das man meint, als das evangelische? Nur wenn der Christus siegt, der nicht in vornehmer, sondern in armer Gestalt dahertritt, der lieber dient als sich dienen läßt, der, da er wußte, daß er von Gott kommen war und wieder zu Gott ging, aufstand, Wasser in ein Becken goß und seinen Jüngern die Füße wusch, der nicht Rabbi heißen wollte und nicht seine eigene Ehre suchte, nur dann hat die Gemeinde Gottes den Geist in der Welt überwunden und kann sich freuen.

*

[Aus dem Vorwort zur 2. Auflage seiner Lehre von der Sünde. 1825.] Christlich will alles werden, nur nicht arm an Geist, ohne eigene Gestalt und Schöne. Tändeln will man, statt zu handeln, spekulieren [grübeln], statt zu verleugnen. Vor lauter Allseitigkeit verliert man die eine Seite, von der aus über alle Licht kommt. Glaube soll ein fauler Gedanke sein, Jesusliebe eine süße Näscherei. Menschen predigt man in die Kirche, statt die Kirche in die Menschen, meint in Formeln das Leben zu haben und im Begriffe den

Geist. Aber die hohe heilige Wahrheit schreitet durch das Gedränge und Getümmel hindurch und sucht sich stille Herzen, wo sie Wohnung machen könne. Und nur in dem Maße wird in diesem jetzt angebrochenen Kampfe der Feind das Feld räumen müssen, als die Wahrheit Jünger gewinnt, denen darum zu tun ist, sie im Leben zu ergreifen.

*

B. [An Lührs.] Ach, wer hätte denn als Seelsorger nicht erfahren, daß alles Hineinschreien in die Seelen nichts hilft, wenn's nicht widerklingt? Und wer macht, daß es widerklingt? — Aber eins kann man tun: die Seelen lieben; diese Predigt ist ein Werk (Offb. 14, 13), das hinüberfolgt. Daß man sie nur übe! Könnten wir praktisch unseren Umgebungen nur so aufopfernde Liebe erweisen wie ein Baron Kottwitz; davor schmilzt alles Eisen und Stein.

*

[Aus dem Vorwort zur ersten Sammlung seiner Predigten. 1834.] Hat der Philologe nicht gewissenhaft seinem Studium obgelegen und die Bedeutung seines Berufes nicht erfaßt — er wird nur ein lebensloses und trübes Bild des Geistes der alten Welt in seinen Schülern zu erwecken vermögen, und sie werden der großen und geistvollen Anregungen verlustig gehen, welche das mit Geist betriebene Studium des Altertums in der Menschenbrust erweckt. Hat der Jurist nicht gewissenhaft sich vorbereitet und von dem Geiste seines zukünftigen Amtes sich nicht durchdringen lassen — Witwen und Waisen, denen er hätte Recht schaffen können, werden ihn mit Tränen anklagen, daß er sie um ihr irdisches Gut ge-

bracht. Hat der Mediziner gewissenlos seinem Studium obgelegen und sich nicht von der Erhabenheit seiner Bestimmung durchdringen lassen, von der, meine ich, das Übel der Menschheit als göttlicher Bote zu lindern, wie der Geistliche der Sünde steuert —, sein Gewissen wird ihn anklagen, daß er das zeitliche Leben eines Menschen geopfert und einer Menschenseele die Zeit ihrer Vorbereitung auf die Ewigkeit zu früh abgekürzt. Hat aber der Theologe die göttliche Aufgabe seines Berufes nicht verstanden und ohne dieses Verständnis sich zu seinem Amte vorbereitet — daß er unsterbliche Seelen in die Irre geleitet, wird einst seine Anklage sein.

*

C. [Schluß einer Predigt am Anfang eines neuen Semesters.] Der Apostel ruft euch zu: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ und hat euch damit alles gesagt, was ihr bedürft, um in der Heiligung zu wachsen. Wachet: Brüder, alles Unheil kommt aus den unbewachten Stunden! Unbewacht aber ist die Stunde, wo der heilige Hüter in euch einschlämmt, der Gedanke an Gott und die Ewigkeit. Jeder eurer Genüsse, der vor dem Gedanken an Gott und die Ewigkeit erbleicht, ist Sünde. Und damit nicht jener heilige Hüter einschlämmere, o haltet darauf, daß an jedem eurer Tage wenigstens der Teil einer Stunde ausschließlich dem Gedanken an Gott und die Ewigkeit angehöre! O glaubt es mir, Freunde, ich spreche die Erfahrung vieler unter euch aus! Eine solche halbe Stunde des Tages trägt Früchte der Ewigkeit. Wir können in den Zerstreungen des Lebens der stillen Stunden nicht entbehren. Stehet im Glauben! Steuert dem Zweifel, weil er die stärkste aller Waf-

fen euch entreißen will, das Wort der Wahrheit, wie sie in Christo ist! Nur mit dieser Waffe werdet ihr männlich und stark sein. Ihr werdet die Wahrheit, die ihr geglaubt habt, auch erfahren. Christus wird eine Gestalt in euch gewinnen, und, wenn von allen Seiten her die Anfechtung der Welt auf euch eindringen wird, werdet ihr mit Johannes ausrufen können: „Der, welcher in uns ist, ist stärker, als der in der Welt ist.“

*

C. [Aus einer Predigt in Halle.] Der erste Tyrann, unter dem ihr seufzt, das ist das Urteil der Leute. Wohl hat es zu allen Zeiten einen starken Einfluß ausgeübt, aber eine so despotische Herrschaft wie zu unserer Zeit nimmer. Wie viele Menschen werden wohl jetzt gefunden, die über den Gang ihres Lebens nur Gottes Urteil und das ihres eigenen Innern entscheiden lassen? Demütig beugt ihr euch, große Opfer könntet ihr bringen, eure heiligsten Überzeugungen könntet ihr verschweigen, daß nur das Urteil der Leute euch nicht richte! „Was würde die Welt davon sagen?“, ist das nicht die erste eurer Fragen? Warum ist euer Christentum noch schlaff oder lau, warum fehlt euch die Entschiedenheit? O vor allem anderen nur darum, daß ihr vor dem Urteil der Leute euch fürchtet! Nichts seid ihr aus euch selbst und um eurer selbst willen, alles seid ihr durch andere und um anderer willen, und ihr wäret frei?

*

C. [Ebendaraus.] Ihr glaubt an Gott — warum regiert er nicht euer Leben? Ihr glaubt an die Ewigkeit — warum habt ihr keinen Anker nach jenem Gestade ausgeworfen, der euer Fahrzeug festhielte? Darum,

weil jene Wahrheiten nur wie ein flüchtiges Wetterleuchten durch euer Inneres zucken, weil sie nicht wie Sonnen über eurem Haupte stehen. Und warum dies nicht? Weil ihr dem Zeugnis dessen nicht zweifellos glaubt, der in des Vaters Schoß gelegen, und der es uns verkündigt hat. Wo ihr aber dessen Zeugnis glaubt von Gott und von der Ewigkeit, da kehren die zerstreuten Sinne aus ihrer Zerstreuung wie in einen heiligen Tempel ein, da sammeln sich alle zerstreuten Kräfte wie um einen heiligen Herd, da wird der Mensch eins mit sich selbst, er weiß, was er soll, und darum weiß er, was er will.

*

C. [Aus einer Adventspredigt.] Wie unschuldig auch viele Zerstreuungen des Lebens an sich sein mögen — üben sie die Gewalt über uns, daß sie den Samen des göttlichen Wortes und die heiligen Entschlüsse und Grundsätze, die daran sich anschließen und darauf sich gründen, aus dem Herzen reißen, dann sind sie nicht mehr unschuldige Vögelein, dann werden sie zu räuberischen Höllengeistern, die es auf den Tod der Seele abgesehen haben. Nur zu heiter und unbesorgt blickt ihr wohl größtenteils auf eure geselligen Zerstreuungen und Vergnügungen, und wo sie nur an dem äußeren Menschen hinspielen und sich nicht unterstehen, den heiligen Samen im Herzen anzutasten, so laßt sie spielen! Aber wie viele mögen unter uns sein, die stets heiter und vergnügt auf die bunten Vögelein hinschauen, ohne es sich auch nur einfallen zu lassen, daß dies die Räuber sind, die sie um ihre besten Güter betrügen, welche den Feind ihrer Seele ganz woanders suchen, als wo er eigentlich zu suchen ist!

*

C. O wehe der abgelebten Menschheit dieser Zeit, welche alles kann, alles weiß, nur nicht — was kindliche Freude ist! Und wenn nun noch in einer solchen übersättigten Zeit die Unsicherheit der Staaten, wenn der Wechsel der Systeme der Wissenschaft dazukommt, wie sollte nicht doch gerade in einer solchen Zeit der Blick vieler sich da hinanrichten, von woher es herabschallt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“? — Schon einmal ist sie dagewesen und in noch viel höherem Maße, eine solche Zeit der Übersättigung, allgemeiner Mißstimmung, der Unruhe, der Unsicherheit, wo die Welt sich aus der Angel gehoben fühlte, die Zeit des alternden römischen Reiches, und wie haben damals, als zuerst die Predigt von einem unvergänglichen Wort der Wahrheit auf den Marktplätzen Roms und Athens erscholl, wie haben damals die müden Menschen ihre Augen danach aufgehoben! Und so werden sie es auch in dieser Zeit! Es sind ihrer ja nicht wenige, die müde geworden. Ja, sie werden es, wofern nur auch wieder aus eurer Mitte, ihr Berufenen, Menschen aufstehen, die in prophetischer Kraft des Glaubens nach dem Leuchtturm hinweisen, der hineinführt in den sichersten Hafen. Denn es ist ja kraft dieses seines Wortes, das wir betrachten, Christus wie ein Leuchtturm, der hineinführt in den sichersten Hafen.

*

C. [Schluß einer Predigt.] Geliebte, laßt uns alle ohne Unterschied aufs neue mit uns zu Rate gehen, von welcher Art unser Wahrheitsdurst sei! Haben wir es auch recht bedacht, daß das Wesen einer Religion ebenso gewiß nur dadurch verstanden werden kann, daß sie erlebt wird, als die Kraft einer Arznei nur

kennt, wer sie einnimmt? So verlangt denn auch unsere Religion zuallererst eine Prüfung durch die Tat, durch das Leben selbst. Glaubt jemand, daß er nur mehr Wissen bedarf und nicht Heilung, nun, der braucht freilich den nicht, der als ein Heiland in die Welt gekommen, und der überall sich dafür ankündigt, daß er für die Kranken gekommen sei. Vielleicht haben wir alle zuviel Zeit damit verloren, die Arznei von außen zu besehen oder auch zu zergliedern, statt sie einzunehmen. Die ihr nicht von Herzen glauben könnt, ihr habt vielleicht alle den Grund dafür an einer Stelle gesucht, wo er nicht wirklich liegt. Wie, wenn er bei euch allen darin läge, daß die Wahrheit eures Kopfes bei euch zu wenig die Sache eures Lebens ist? Wenn das auch der Grund wäre, warum euch das Geheimnis von Christi Worten noch nicht aufgegangen ist? „So jemand will den Willen des tun, der mich gesandt hat“, o daß das Wort euch vor die Seele trete, daß es euch beschäme, daß es euch zur Selbsterkenntnis führe, sooft ihr darüber zu klagen beginnt, den Weg zum Glaubenslande nicht finden zu können!

*

C. [Aus einer Predigt über die Gnade und unsere Temperamentssünden.] Wie sich die Gnade zu unseren Temperamentssünden verhält, das wollen wir erkennen lernen, und zwar an der Geschichte des Jüngers, an welchem sich uns dieses am deutlichsten herausstellt. Wir können die göttliche Weisheit darin nicht verkennen, daß wir gleich unter den ersten Zeugen Christi eine solche Mannigfaltigkeit von natürlichen Eigenschaften und Temperamenten erblicken, wie wir sie in einem Paulus, Johannes, Petrus und Jakobus sehen. Wie durch das Gute, was jede dieser verschie-

denen Eigentümlichkeiten besitzt, es bewirkt wird, daß wir dadurch eine göttliche Wahrheit gleichsam aus verschiedenen geschliffenen Spiegeln herausleuchten sehen, so können die Fehler derselben nur dazu dienen, uns im Glauben zu bestärken, daß wir einen Herrn haben, der mit Recht sagen kann: „Siehe, ich mache alles neu!“ Da waren gerade dieselben Schoßsünden und Temperamentsschwachheiten zu überwinden, wir wir sie alle kennen. Bei dem der Jähzorn und das Trachten nach hohen Dingen, bei jenem die Gleichgültigkeit und Trägheit, bei dem einen die finstere Strenge und das Mißtrauen, bei dem anderen der Leichtsinn und der Wankelmut. Da hat bei jedem die Gnade einen anderen Bauplan in Anwendung bringen müssen, eine andere Kriegskunst, einen anderen Schlachtplan. Bei keinem können wir nun so deutlich die erziehende Kraft der Gnade verfolgen wie bei Petrus, daher sein Beispiel es ist, an dem wir zum Trost erkennen wollen, wie die Gnade alles neu macht, und welches das Verhalten der Gnade zu den Temperamentssünden des Menschen sei.

*

C. [Der Schluß derselben Predigt.] Und so, meine Brüder, ist denn das erste, was diese Betrachtung uns sagt: die Ehre müssen wir dem Herrn Christus antun, daß wir keine Art von sündlicher Neigung als eine Kette ansehen, die wir notwendigerweise bis an unseren Tod tragen müssen. Wir müssen erkennen lernen, was unsere Schoßsünde ist, wir müssen glauben lernen, daß sie für Christen nicht unüberwindlich ist. Wir müssen aber auch sodann nach der Liebe zu Jesu trachten, durch welche allein Petrus hat überwinden können; wir dürfen schlechterdings nicht ruhen, so-

lange es nicht dahin gekommen ist, daß wir sagen können: Christus ist unser höchstes Gut. Endlich, wir müssen die stillen Stunden suchen, in denen allein das strafende Auge Gottes das unsrige recht finden kann, und dürfen den Schmerz der Beschämung nicht scheuen, der täglichen Beschämung. Ein Mensch, der sich schämt, der auch über jeden kleinen Fehltritt vor seinem Gotte sich schämt, um den darf uns nicht bange sein. Gnade wird ihn tragen, Gnade wird ihn erziehen, bis daß Gnade ihn wird erneuert haben durch und durch.

*

[1846.] Die Philosophen kommen einem doch gar zu oft nur wie Ärzte vor, welche dem Kranken statt Arzneien ihre Rezepte zum Einnehmen geben, wie jene Menschenfreunde, die dem Hungrigen, der nach Brot verlangt, eine Vorlesung aus dem Kochbuch halten.

*

Auch ich bin einst in die Hände solcher geraten, die mich zum Glauben pressen wollten, sie haben mir das Buch in die Hände gegeben, und ich habe mich entschließen sollen, zu glauben. Was ist Glauben? habe ich mich da gefragt. Eine andere Antwort wußte ich damals nicht als die: für richtig halten alles, was hier schwarz auf weiß gedruckt steht. Es war mir damals ernstlich darum zu tun, eine Gewißheit über göttliche Dinge zu gewinnen; denn ich fühlte, daß es mit mir nicht stand, wie es sollte. Zwar, an welcher Stelle in dem inneren Uhrwerk die zersprengte Kette sei, das wußte ich nicht, darüber bekommt auch der Mensch gewöhnlich nicht eher eine klare Einsicht, als bis er

sie aus der Bibel selbst gelernt hat. Nur das wußte ich: ich war nicht glücklich, und ich hoffte durch den Glauben glücklicher zu werden. Die, welche mir zusetzten, waren wohlmeinende und achtungswerte Leute, so glaubte ich mich der Probe nicht entziehen zu dürfen. Ich stellte mich also vor die Bibel hin, ich fing vom ersten Buch Mose an und wollte redlich glauben von Kapitel zu Kapitel. Ich habe gestanden, ich habe geschluckt und geschluckt, und wenn ich meinte, nun wäre das Wort in mir, siehe da stand es noch immer draußen vor mir auf dem Papier. Wer mir damals gesagt hätte, daß der religiöse Glaube es allein mit den Geschichten und Wahrheiten zu tun hat, die sich, sei es näher, sei es entfernter, auf unser Verhältnis zu Gott beziehen, daß es einen Hauptartikel des Glaubens gibt, daß der seligmachende Glaube der Glaube an Christus ist! Wer mir gesagt hätte, daß das Wort Glauben schon seiner ursprünglichen Bedeutung nach nichts anders sagen will, als an etwas seinen Schutz und Schirm haben! Aber ich habe lange Umwege machen müssen, ehe ich bis dahin gekommen bin. Dir werden diese Umwege erspart, mein lieber Freund. Fort also mit dem Gespenst, das dich schreckt! Als der zitternde Kerkermeister den Paulus fragt: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?“, da spricht der Apostel nicht: Glaub an alle heiligen Bücher der Juden!, sondern das spricht er: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig“ (Apg. 16, 31).

*

C. [Aus einer Predigt nach der Märzrevolution 1848.]
„Die Menschen gedachten es übel zu machen, aber Gott hat es wohlgemacht“, das ist nicht bloß, wie bei

Joseph, die Überschrift über einer einzelnen Lebensgeschichte, das ist die Überschrift der Weltgeschichte, eben darum, weil nur der böse Wille in des Menschen Macht steht, sowie er aber herausgetreten ist aus dem Dunkel der Brust, die Taten in Gottes Hand sind und verwendet werden zu Ausgängen und Erfolgen über alle menschliche Berechnung hinaus. O könnte ich sie euch in eure Brust hineinlegen, die tief innerliche, göttliche Ruhe, mit der ein Gemüt die Geschichte und Völkerbewegungen ansieht, welches das glaubt! Wißt ihr, wo vornehmlich man diesen Glauben lernen kann? Aus den prophetischen Büchern der Heiligen Schrift. In denen seht ihr, wie in Gottes Hand und Herz die ganze Weltgeschichte als ein verschlossenes Geheimnis liegt, in welches er seinen Propheten voraus etliche Blicke vergönnt; da sieht man, wie Jahrhunderte vorher gleichsam die göttlichen Überschriften bestimmt und gegeben werden, unter welche alle Kriegszüge der Eroberer, alle Empörungen und Frevel des Volkes, alle guten und bösen Taten des sterblichen Geschlechts nach göttlicher Weisheit sich stellen und ordnen müssen. Da wird's offenbar, wie Kriegszüge und Empörungen, Schlachten und Friedensschlüsse, Pest und Hungersnöte, wie diese Geißeln alle nicht Geißeln einer blinden Natur sind, auch nicht menschlicher Willkür, sondern ebensoviel Ruten sind in der Hand einer göttlichen Gerechtigkeit, welche die Gewaltigen, wie der Prophet spricht, zum Werg macht und ihre Sünden zum Funken und damit beides verbrennt. Ihr seht sie als weltliche Geschichten an, diese Kriege, diesen Aufbau und diesen Umsturz von Thronen und Geschlechtern, nein, sage ich euch, weltliche Geschichten sind sie vor dem weltlichen Auge nur; vor dem göttlich erleuchteten Auge sind es Geschichten

göttlicher Gerechtigkeit, welche den Gottlosen sich erwürgen läßt in der Schlinge, die er selbst gedreht hat, den Übermütigen hoch hinaufsteigen läßt, um ihn desto tiefer zu stürzen, die gerechte Sache unterliegen und untergehen läßt, nur um sie desto höher hinaufzuführen. „Ich will Ehre einlegen auf Erden“, so ruft der Herr in Schwertgeklirr und Schlachtgetümmel, in Mord und Aufstand hinein. Euer Fleischesgelüste wollt ihr ködern, eurer eigenen Ehre wollt ihr Tempel bauen, aber seiner Ehre werdet ihr dienen müssen, eure Brandfackeln werden seine Ehrenfackeln, eure eigenen Ehrentempel seine Triumphbogen werden. Das ist's, was alle, die noch an einen Gott glauben, auch jetzt, wo die wilden Wasser allüberall zu tosen beginnen, zu glauben haben; es wird nichts anderes geschehen, als was die Geschichte uns tausendmal hat erfahren lassen: unser Gott will Ehre einlegen auch in diesem Sturm und Wetter, seine und nicht eure Absichten müßt ihr ausführen: wenn die wilden Wasser unten sich gelegt haben, wenn die Wetterwolken ausgedonnert haben werden und der Himmel wieder klar scheint: da wird man's sehen, daß er Ehre eingelegt, daß er Absichten der Gerechtigkeit und des Erbarmens erreicht hat. „Was ich jetzt tue, weißt du nicht; du wirst es aber nachher erfahren“, hat der Herr zu Petrus gesprochen. Jetzt wissen wir nichts, gar nichts — wer kann auch, wo so viel dunkle Wetterwolken die Sonne verdunkeln, klar sehen? — aber glauben tun wir und — wir werden's nachher erfahren; darum Mut, treue Herzen!

*

C. [Ebendamals.] Zeiten, wie die gegenwärtigen, sind solche, wo von den Christen der Schatz gehoben

werden soll, der in den Büchern der Propheten liegt. Aber selbst von denen, die wissen, was sie am Worte Gottes haben, wie so wenige, welche daran denken, daß auch hier Wort Gottes ist, daß hier die Männer zu uns sprechen, welche sagen können: „Es sendet mich der Herr und sein Geist.“ Allerdings braucht dieser Geist Auslegerhilfe, wenn er uns verständlich werden soll. Doch darum studieren wir Geistliche Theologie, darum müssen wir auch die prophetischen Schriften durchforschen, damit durch Predigt, in Bibelstunden und durch Schriften die Gabe der Auslegung auch euch zugute komme. Was nun gerade die Propheten in Zeiten großer öffentlicher Ereignisse so fruchtbar macht, ist dies: wenn sonst die Religion zu sehr über dem Leben und seinen gewöhnlichen Ereignissen zu schweben scheint, bei den Propheten steigt sie herab. Das sind die Wächter Gottes auf hoher Warte, die bei jedwedem großen Ereignis zeigen, wie Gott zu seinem Volke steht und das Volk zu seinem Gott. Das sind die Männer, die in kritischen Zeiten einem ganzen Volke den Puls fühlen und ihm den Verlauf seiner Krankheit verkündigten.

*

C. [Aus späterer Zeit.] O heiliger Gott! Schreibe es in die Gewissen der leichtsinnigen sichern Welt, schreibe es in die Gewissen der leichtsinnigen Jugend, daß unsere Sünden Fußtapfen hinter sich lassen in unserem Leben, die kein Bessermachen in der Zukunft tilgen kann, daß wir eines Erlösers bedürfen, nicht bloß vor uns als unser Vorbild, sondern auch für uns als ewigen Hohenpriester!

*

C. [Aus einer Predigt zu Advent.] Wir müssen erkennen, was alles krank ist in der Welt und wieviel zu heilen, und wir müssen erkennen, wo der Grundschaden liegt, von dem alle Heilung ausgehen muß. Was hilft es, wo das Herz krank ist, an Händen und Füßen zu kurieren? Was hilft es, wo die Spiralfeder an der Uhr gesprungen ist, an den Rädern zu bessern? Was ist nun diese Spiralfeder im Leben eines menschlichen Geistes? — Es ist der Wille, es ist das Herz, und wird das nicht erst heil, werden die zwei Stücke nicht heil: das anklagende Gewissen und der Zwiespalt des Willens, so ist alle andere Heilung vergebens. Das aber ist die große Blindheit der Menschen, daß sie das von jeher nicht erkannt haben. Nach einem politischen Messias haben die Juden vor alters verlangt, nach einem philosophischen die Heiden, einen Heiland für Industrie und Wohlstand verlangt die fleischlich gewordene Christenheit der Gegenwart.

*

C. [Aus einer Predigt bei Semesterbeginn.] Aber o Jüngling, auch dein Glaube an Ideale, deine Liebe und Begeisterung wird schwinden, wenn sie eben keinen anderen Grund gehabt hat als die Schwungkraft jugendlicher Phantasie, wenn der Glaube an die selbständige Weisheit fehlt, die in Christo Mensch geworden! Wie dieser Glaube nachwärmt und brennt bis in den Tag hinein, wo die grauen Flecken den Scheitel decken und die Pulse zu stocken anfangen — seht es an dem Jünger der Liebe, der fast hundertjährig noch mit der Begeisterung der Jugend schreiben kann: „Das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut und unsere Hände betastet haben, vom Worte des

Lebens schreiben wir euch.“ Und damit nun der Glaube und die Liebe, mit der ihr der Wissenschaft euch hingeben sollt, einen Grund habe, der da bleibe, auch nachdem das Jugendfeuer ausgebrannt ist, so öffnet eure Ohren und Herzen, wenn die himmlische selbständige Weisheit euch einladet: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, finden mich.“ Seht, wie dieser Zuruf noch viel mehr Wahrheit hat in bezug auf die ewige, selbständige Wahrheit, die in Christo Mensch geworden! Ich wiederhole es: in der rechten geistigen Jugendfrische grünen und blühen diejenigen nur bis in die Ewigkeit hinüber, die Christus neu geboren hat. Werdet ihr früh schon alt, stumpft sich der Glaube an Ideale und ewige Ideen: ihr selbst seid schuld, im Glauben an Christum liegt ewige Jugendfülle. Wie manchen für hohe Ideale, für große Gedanken entbrannten Jugendgenossen habe ich einst besessen, und als ich sie im späteren Leben wiederfand, wie waren die Ideale zerronnen, und ich sah sie an der Tretmühle des alltäglichen Berufs arbeiten — öde und begeisterungslos wie alle andern, an der Wahrheit verzweifelnd! Ach, das tausendfache kalte Nein, das dem fröhlichen Ja unseres Jünglingsglaubens in der Wirklichkeit entgentritt, es kann sich nur frisch erhalten bis ins Alter hinein, wenn es auf den König der Wahrheit sich gründet, der in die Welt hineingerufen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

*

B. [An einen jungen Freund, der verzagt keine Freudigkeit zum Glauben fand.] Es gibt im Gange der göttlichen Lebensleitung für manche drei Stadien. Auf dem ersten trauen sie aller Menschen Herzen, weil sie

ihrem eigenen zu viel trauen. Auf dem zweiten trauen sie keinem, weil sie sich selbst nicht trauen. Auf dem dritten trauen sie denen, die Christi sind, weil sie ihrem eigenen Herzen mißtrauen, aber zugleich Christo trauen. Treten Sie, Geliebter, auf diese Stufe; es ist die rechte.

*

B. [An einen Kandidaten, der in einem vornehmen Hause tätig war.] Ich denke, statt herumzudisputieren und logisch zu erörtern, welcher Weltgenuß erlaubt ist, ist's am besten, wenn wir das Leben unseres Herrn und seiner Jünger betrachten und uns anwehen lassen von dem heiligen, jenseitigen Hauch, unter dessen Wehen selbstgemachte Idole fallen. „Meine Speise ist, daß ich den Willen tue meines Vaters im Himmel.“ Daß wir das sagen möchten!

*

[Aus seiner Ansprache am Vorabend seines 50-jährigen Dozentenjubiläums, 1870, Alter 71^{3/4} Jahre.] Wenn man die Signatur meiner Lebenslaufbahn bezeichnet, so pflegt man zu sagen: ein gesegnetes Leben unter der Jugend. Nun, ich müßte ja auch die Ehre des Herrn verkürzen, wenn ich das in Abrede stellen wollte. Der Segen aber ist ein besonderer gewesen; es ist nicht bloß der Apollossegен gewesen, der wohl manchem gegeben wird: zu hegen, zu pflegen und zu begießen; es ist auch zum großen Teil der Paulussegен gewesen, auch zu pflanzen, neues Leben aus Gott in totes, in verkommenes, in verirrttes Jünglingsleben hineinzuhauchen. Und das kann man nur, wo der Feuergeist aus Gott als Träger des Odems Gottes da ist . . . Wahrlich, es ist der Herr gewesen, insbeson-

dere in meinem Werk an den Jünglingsseelen! Ja, es ist „nicht ohne“, was sie als mein Diktum gesagt haben: lieber mit den Kandidaten als mit den Pastoren, und lieber mit den Studierenden als mit den Kandidaten. Es ist „nicht ohne“ gewesen, wenn sie mich im Unterschied von den Buchprofessoren einen Studentenprofessor genannt haben, welcher nirgends lieber sein Wesen gehabt hat als unter der Jugend.

*

[Ebendaraus.] Ja, wenn es so wäre, daß auf jedes Wort ein Echo aus dem erwachten Herzen klänge, daß unter jedem warmen geistigen Anhauchen grüne Saaten sproßten, und daß hier im Mitteilen jedes Geben auch ein Empfangen wäre, dann wäre es reiner Genuß. Aber das ist es nicht jedesmal, sondern da sind auch die stummen und stumpfen und langsamen Geister, in die man hineinrufen kann und wieder und immer wieder, und es klingt nichts heraus, wo man das Grabscheit einstoßen kann da und da, ehe man etwas Klingendes unter der Erde fühlt. Und von solchen umgeben zu sein, das ist in den ersten Jahren mein Los gewesen, mein Los, wo von den neunhundert Halleschen Theologen kaum etliche andere gefunden wurden als die Kleinen, die Unbegabten, die Ohnmächtigen, die Nichtverständigen, und dagegen auf der anderen Seite, gegenüber dem orthodoxen Idioten, wie man ihn heißen hörte, die Begabteren, die Lebendigeren, die Strebsameren. Und das ist eine der schwersten Perioden meines Lebens gewesen, in der ich gelernt habe: die suchende und die nachgehende Liebe.

So ist es denn also mit einem Studentenprofessor: der hat nicht bloß leichte, Genuß und Freude brin-

gende Arbeit. Nein, er hat in der suchenden und nachgehenden Liebe insbesondere auch eine schwere Arbeit. Aber ist's nicht doch eine beneidenswert schöne Arbeit, wenn's solche Jünglinge sind, die dann zu den Füßen Christi sich setzen und mit innerster Wahrheit rufen: Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, nur Er!? Das ist wohl auch eine Arbeit, die aber ein edlerer Genuß ist als alle die Arbeiten, die leicht gelingen, und wo jedes Geben auch zugleich ein Empfangen ist. Wenn ich nun zurückblicke, ja, so darf ich sagen: ich habe auch in der Arbeit einiges getan, und ich habe auch in der Arbeit einige Freude erleben dürfen. Aber gerade an dem Punkte, da meldet sich auch der innere Ankläger, der einem vorhält, wie viel von dem unterblieben ist, was man hätte tun sollen. Und wenn heute abend auch solche noch da sein sollten, aus langer, vergangener Zeit vielleicht, die sich erinnern an das, was ich ihnen von meiner Seite schuldig geblieben bin, denen bitte ich von Herzen ab, wie sie jetzt es abbitten denen, welchen sie Schuldner bleiben.

*

B. [An Pastor Kotschy in Österreich, 1871.] Predigen und Dozieren tut's nicht allein; ich habe viel gepredigt und doziert, und das liegt vor der Welt Augen. Aber was nicht vor der Welt Augen liegt, sondern nur vor dem Auge, das ins Verborgene sieht, sind die Werke der suchenden und nachgehenden Liebe.

*

[Aus seiner letzten Krankheitszeit, 1874.] O Herr, laß uns klein und immer kleiner werden, bis wir ganz aufgehen in dir, wo du unser alles sein wirst!

Benutzte Literatur

- Leopold Witte: Das Leben D. Friedrich August Gottreu Tholucks. 2 Bände. Bielefeld und Leipzig 1884/86.
- G. Nathanael Bonwetsch: Aus A. Tholucks Anfängen. Briefe an und von Tholuck. Gütersloh 1922.
- Tholuck: Der sittliche Charakter des Heidentums. 3. Auflage. Gotha 1865.
- Tholuck: Die Lehre von der Sünde. 6. Auflage. Hamburg 1859.
- Tholuck: Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Band I—V. Gotha 1863.
- Tholuck: Stunden christlicher Andacht. Hamburg 1840.
- Tholuck: Übersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien der christlichen Kirche. 2. Auflage. Gotha 1873.
- Leopold Witte: Tholucks ausgewählte Predigten. 2. Auflage. Gotha 1888.
- Tholuck: Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit. 2. Auflage. Gotha 1865.
- D. Hermann Hering: Tholucks ausgewählte Predigten. Leipzig 1895.
- Tholuck: Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten. Berlin 1860.
- Tholuck: Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des 30jährigen Krieges. Berlin 1859.
- Tholuck: Die Propheten und ihre Weissagungen. Gotha 1861.
- Theologe und Christ. Erinnerungen und Bekenntnisse von Martin Kähler, herausg. von Anna Kähler, Berlin 1926.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis

der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Blüchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabai, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt.

AUGUST THOLUCK (1799–1877) ist eine der interessantesten christlichen Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts. Schon als Kind war er ein leidenschaftlicher Bücherleser, außerdem lernte er spielend eine ganze Reihe fremder Sprachen. Kein Wunder, daß er schon mit 24 Jahren Theologieprofessor wurde und seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte. Vor allem an der Universität Halle, die damals eine Hochburg des Rationalismus war, hat Tholuck, der inzwischen zum lebendigen Glauben durchgedrungen war, jahrzehntelang im Segen gewirkt. Seine Haupttätigkeit entfaltete er mehr und mehr in der Predigt und in der Seelsorge. 35 Jahre hat er die Universittsgottesdienste in Halle gehalten, und unzähligen seiner Studenten ist er Führer zu Christus und väterlicher Seelsorger geworden. Einer von ihnen, der spätere Professor Martin Khler, gibt in diesem Bchlein ein ganz persönliches Zeugnis von dem, was er Tholuck verdankt.

Dem kurzen Lebensbild sind einige Proben aus Tholucks Tagebüchern, Briefen, Predigten und Werken angefügt.